Natalie.

Eine Erzählung

aus der Zeit Kaiser Maximilians in Mexiko.

Von

H. Keller-Jordan.

Tübingen.
Verlag der Osiander'schen Buchhandlung.
1885.

Natalie.

Natalie.

Eine Erzählung

aus der Zeit Kaiser Maximilians in Mexiko.

Von

H. Keller-Jordan.

Tübingen.
Verlag der Osiander'schen Buchhandlung.
1885.

Buchdruckerei von Carl Hammer, Stuttgart.

RBR
Jan72
#308

Es ist des Unglücks eigentlichstes Unglück,
Daß selten drin der Mensch sich rein bewahrt.
Hier rückt das Recht ein Haar und dort ein Gran
Und an dem Ziel ist man ein Anderer,
Als der man war, da man den Lauf begann.
(Grillparzer.)

In dem geräumigen Hofe des Hotels Iturbide in Mexiko, in welchem sich zu gleicher Zeit die Post befand, gingen verschiedene Gruppen von Herren und Damen auf und nieder und warteten auf die Diligencia von Vera-Cruz, die jeden Augenblick eintreffen mußte.

Es war das heute ein besonders lebhaftes und erwartungsvolles Gedränge, denn drei Tage früher war nicht nur der französische Steamer im Hafen eingelaufen, der heute die ersten Passagiere bringen sollte, sondern es hatte sich auch das Gerücht bestätigt, daß der Kaiser vor ein paar Nächten sein Schloß Chapultepec verlassen habe. Das Ministerium, die hoffnungslose Lage Maximilians durchschauend, hatte seine Entlassung beinahe zu gleicher Zeit eingereicht — und hätte nicht Marschall Bazaine dasselbe förmlich gezwungen auszuhalten, so würde das Land jetzt ohne jede Regierung gewesen sein.

Diese aufregenden Ereignisse spiegelten sich in den Mienen der Einzelnen wieder und gaben Veranlassung

zu den ernstesten und erregtesten Gesprächen. War dieses Verschwinden des Kaisers in Folge der Conferenz mit General Castelnau, der von Frankreich beauftragt war ihm mitzuteilen, daß er von dort aus auf keine Unterstützung mehr zu rechnen habe — eine Flucht — oder hatte es einen anderen politisch diplomatischen Grund, das war eine Frage, die von Mund zu Munde flog und auf welche sich die allerunwahrscheinlichsten Vermuthungen stützten.

Auch an Fremden fehlte es nicht, welche die Neugier, vielleicht auch die Sehnsucht hierher gelockt, wieder einmal Gesichter zu sehen, die noch frisch angehaucht waren von den Eindrücken europäischer Luft und heimathlichen Denkens.

Der interessirte Beobachter hörte alle möglichen Sprachen sprechen und man konnte sogar, selbst unter den dunkeläugigen Herren, die in den Portalen ungeduldig auf- und abgingen, hin und wieder deutsche Laute vernehmen.

Unter einer Säulenkolonne, rechts, von welcher man das Einfahrtsthor vollständig überblicken konnte, saß neben einem stutzerhaft gekleideten jungen Manne, eine Dame von etwa dreißig Jahren, an deren Seite sich ein hübsches neunjähriges Mädchen schmiegte und in ungeduldiger Wißbegierde die Mutter mit Fragen bestürmte.

„Die Kleine scheint die Ankunft der neuen Gouvernante nicht erwarten zu können," sagte der Herr lächend, „man merkt, daß sie diese Nachtseite des

Kinderdaseins, noch nicht einmal vom Hörensagen kennt."

„Pfui, Don Refugio," wehrte die Dame lächelnd, indem sie mit dem Fächer leise seinen Arm berührte. „Teresita hat recht, wenn sich sich auf die Ankunft des Fräuleins freut, sie wird aus ihr auch eine so gebildete und ernste Dame machen, wie wir sie im Gefolge der Kaiserin bewundert haben. Nicht wahr, mein Kind?" und sie wandte sich an die Kleine, indem sie dieselbe dicht an ihre Seite zog.

Ueber das Gesicht des Kindes glitt, als sie ihrer Mutter zunickte, ein sonnenhelles Lächeln.

„Wie kommen Sie auf die Idee, eine deutsche Erzieherin zu wählen, Sennora?" fragte der Herr, den offenbar nur die Neugier hierher gelockt, da er die Ungeduld der Uebrigen nicht im mindesten zu theilen schien. „Es scheint, Sie zählen auch zu den fanatischen Anhängerinnen des Kaiserhauses und sind etwas von dem Deutschfieber angesteckt, welches namentlich unter unseren Damen epidemisch geworden ist."

„Es ist nicht so schlimm, wie Sie glauben, Sennor, wenn ich auch nicht läugnen will, daß mich die Person des Kaisers und die ganze Atmosphäre, die ihn umgibt, sympathisch berührt. Mit der Wahl des Fräuleins hat es indessen eine ganz andere Bewandtniß. Sie wurde mir warm von der Frau meines Bruders in Queretaro empfohlen, die, wie Sie ja wissen, eine Deutsche ist."

„Aber Ihre Schwägerin ist doch, so viel ich mich noch der damaligen Familienconflikte erinnere, Prote-

stantin, keine Landsmännin unseres Kaisers, und Sie, Sennorita, würden für Ihre einzige Tochter doch nie eine protestantische Lehrerin wählen?"

„O nein, das würde ich nicht, aber das Fräulein ist, obgleich eine entfernte Verwandte meiner Schwägerin, Oestreicherin und eine ebenso gute Katholikin, wie Sie und ich."

„Ist sie jung und hübsch?" fragte der junge Mann weiter, dessen oberflächliche Art gut den reichen unbeschäftigten Mexikaner kennzeichnete.

„Warum interessirt Sie das, Don Refugio? Aber um Sie zu beruhigen, will ich Ihnen sagen, daß sie jung, etwa zwanzig Jahre alt oder darüber ist. Ob hübsch? das weiß ich nicht, meine Schwägerin kennt sie nicht persönlich. Bleibt sich aber auch gleich."

„Nicht so sehr, wie Sie glauben, Sennorita, die deutschen Damen sind augenblicklich sehr in Mode gekommen, und wenn sie hübsch wäre, so könnte die Herrlichkeit mit der gediegenen, deutschen Erziehung bald ein Ende nehmen."

„Ach bewahre, die Deutschen sind, was diesen Punkt betrifft, viel zu solide und selbst zu schwerfällig, als daß sie sich in einem fremden Lande so schnell entschließen sollten, derartige Verhältnisse anzuknüpfen. Uebrigens," fügte sie hinzu, indem sie sich erhob, „glaube ich auch nicht, daß Fräulein Rubitzki schön ist, es ist wenigstens kein Wort darüber gefallen, denn wenn sie es wäre, brauchte sie wohl nicht ihren Unterhalt als Lehrerin hier in Mexiko zu suchen."

„Ist sie elternlos?“

„Sie ist Waise und wurde in einem kaiserlichen Institute erzogen; ihr Vater war Offizier und ohne Mittel.“

„Vielleicht ist sie eine fanatische Anhängerin des Kaiserhauses,“ sagte der junge Mexikaner auf einmal gedankenvoll, „wenigstens könnte ich es jetzt begreifen, seitdem ich mit dem Hofe in nähere Berührung kam.“

„Ach ja freilich, Ihr Bruder ist ja, seit er im Ministerium arbeitet, sehr viel um die Person Maximilians.“

„Und würde sein Leben für ihn lassen,“ ergänzte Don Refugio, „so durchaus eingenommen ist er von dessen vornehmem Charakter.“

„Aber was meint er zu seiner plötzlichen Flucht so mitten in der Nacht — so —“

„Der Kaiser ist nicht geflohen, Sennorita, sicher nicht, es ist nur in der letzten Zeit so vieles auf ihn eingestürmt, so daß er um Ruhe zu finden — und hauptsächlich auch des Fiebers wegen, auf einige Zeit nach Orizaba übersiedelte.“

„Wissen Sie das genau, Sennor?“ fragte die junge Frau erleichtert. — „Man sprach in unterrichteten Kreisen sogar von Abdankung —“

„Ich weiß es so genau, als es überhaupt ein Mensch wissen kann. Am Abende vor jener verhängnißvollen Nacht — spazierte ich mit meinem Bruder unter den Cedern im Park von Chapultepec — es war eine tagshelle Nacht. Wir waren im eifrigen Gespräch

über den Gewaltakt des Ministeriums bis beinahe hinauf zum Schlosse gestiegen, als mein Bruder plötzlich stockend meinen Arm ergriff. Ich sah in die Höhe und bemerkte oben in dem Nebenbau des Schlosses den Kaiser in gebrochener Haltung, an die Balustrade des Balkons lehnen und todbleich und regungslos in die stille Nacht schauen. Unten dehnte sich im tiefsten Frieden das schöne Thal von Mexiko zu seinen Füßen. Es war ein ergreifendes Bild."

„Der Aermste," unterbrach ihn die Dame bewegt, während sie den Arm um ihr Töchterchen schlang. „Möchte es doch wenigstens der Kaiserin gelingen, nun, da sie in Paris nichts ausgerichtet, in Rom Erfolge zu erzielen."

„Der Kaiserin?" wiederholte Don Refugio so leise, daß nur sie ihn verstand, „das ist ja gerade das tiefe Elend, daß zu gleicher Zeit mit Castelnau die Nachricht eintraf" —

„Welche Nachricht?"

„Von der Geistesumnachtung der Kaiserin."

„O Gott der Gnade, also doch," stöhnte jetzt die junge Frau, während sie ihre Hand über die Augen legte, als müsse sie sich gegen so fürchterliches Elend verwahren. Die Kleine, die offenbar nicht verstanden, warum ihre Mutter so traurig war, schmiegte sich zärtlich an dieselbe an.

„Das unwiderrufliche steinerne Non possumus des Papstes," fuhr der junge Mexikaner leise fort, während er sich scheu umsah, ob kein unbefugtes Ohr ihn

belausche, „mit welchem sich vor der unglücklichen Frau die Pforten des Vatikans schlossen, hat doch wohl ihre letzte Kraft gebrochen. Wer hätte das gedacht von dieser thatkräftigen, energischen Frau —“

„Und wie nahm der Kaiser diese herzerschütternde Nachricht auf?“

Noch ehe der junge Mann etwas erwidern konnte, stoben die Menschen, die vor ihnen standen, auseinander und die neunspännige Diligencia fuhr rasselnd durch den Hof.

Die Dame trat bis in die Nähe des Wagens und indem ihre Blicke nach den Insassen spähten, hatte ihr Töchterchen schon im zweiten Wagen den Vater erkannt, der nach Vera-Cruz gereist war, um dort die neue Erzieherin in Empfang zu nehmen und nach Mexiko zu begleiten. Während die Gatten in der Freude des Wiedersehens ihre Umgebung vergessen hatten, stand Fräulein Rubitzki in all dem fremden Getümmel, mit dem Kopf an eine Säule gelehnt und ihre großen ernsten Augen übersahen gleichgültig die Menge.

Es war ein schönes, charaktervolles Gesicht, welches da unter dem braunen Reisehut mit gleichfarbigem Schleier hervorsah, schöner, als es wohl die Sennora erwartet hatte, aber über dem Schmelz erster Jugendfrische lag doch schon ein Schatten, den nur bittere Lebenskämpfe darüber zu breiten vermögen, der aber der Schönheit dieses Gesichtes keinen Abbruch that.

Um den festgeschlossenen Mund lag ein Zug edler Energie, der in dem aufmerksamen Beobachter leicht

den Wunsch rege machen konnte, in diesen Linien genauer zu lesen, um Gedanken und Anschauungen zu finden, wie sie wohl nicht jede Menschenseele verzeichnet.

Jedenfalls trugen diese Züge einen ganz anderen Charakter als diejenigen der lächelnden, dunkeläugigen Mexikanerinnen, die theils allein, theils am Arm ihrer Cavaliere, neugierig die Angekommenen musterten.

Der Herr, der ihn begleitet hatte, Sennor Ramon Alvarez, führte seine Frau zu dem Platze, an welchem das junge Mädchen stand, verbeugte sich artig und sagte, indem er mit glücklichen Augen das Gesicht seiner schönen Frau streifte:

„Unsere neue Gouvernante Isabelita, Fräulein Natalie Rubitzki."

Nach liebenswürdiger mexikanischer Sitte schlang die junge Frau ihren Arm um den Nacken des Mädchens und begrüßte sie herzlich.

Diener und Dienerinnen waren bereit, das Handgepäck in den Wagen zu befördern, der in der Straße am Eingange des Thores ihrer harrte. Sennor Alvarez hatte beiden Damen seine Arme gereicht und seine Frau, welche sich noch immer nicht von dem Eindrucke erholen konnte, den die Gouvernante auf sie gemacht, die sie sich so ganz anders vorgestellt, überließ es ihrem Gemahl — sie auf dieses und jenes, was ihr fremd war, aufmerksam zu machen — und suchte immer wieder neugierig mit den Blicken das Gesicht des hohen, schlanken Mädchens, welches ihr ein so tiefes Interesse einflößte, wie sie es bis jetzt noch nie einer Dame ge-

genüber empfunden hatte; und als sie neben ihr im Wagen saß, und es ihr vorkam, als hätten alle diese fremden Eindrücke einen fast traurigen Schimmer über das liebliche Antlitz gebreitet, da ergriff sie beinahe zärtlich die Hand Nataliens und behielt sie in der ihren, bis der Wagen vor ihrem eleganten Hause hielt und sie nun endlich Worte fand, das junge Mädchen in der neuen Heimath zu bewillkommnen.

Die beiden Zimmer, welche Natalie Rubitzki in dem Hause der Familie Alvarez bewohnte, bildeten einen Ausbau auf dem platten Dache des Hauses und hatten den Vortheil, daß, wenn die Thüren geöffnet waren, man eine wunderbar schöne Aussicht nicht nur über die Stadt, sondern auch in das weite Thal und die Sierra hatte, an deren ferne Grenzen sich malerisch die Cordilleren lehnten. Und wenn ihre Augen, von stiller Sehnsucht schwer, anfänglich oft länger als sie eigentlich wollte, an der Stelle hafteten, wo ihrer Berechnung nach die Richtung des Meeres sein mußte, welches sie von der Heimath schied, dann konnte sie, unzufrieden mit sich selbst, sich plötzlich abwenden, denn sie hatte ja dort nicht einmal eine Scholle gelassen, um sorgenlos ihr Haupt zu betten.

Am Abende nach ihrer Ankunft, als sie zum ersten Male über das Häusermeer zu ihren Füßen sah, über das fremde leere öde Bild, indem sie nach den letzten

Nachrichten, die sie in Vera-Cruz empfangen, nicht mehr das einzige Herz wußte, um dessenwillen sie den Ocean durchkreuzt — da war ein tiefes Weh über sie gekommen. — Das Leid, das ihr die Heimath bereitet, war vergessen und sie hatte die bitteren Jahre die sie dort verlebt, im Heimweh versenkt, das ihre ganze Seele füllte. Als dann aber, nachdem Mitternacht vorüber war, und sie immer noch regungslos in sich selbst versunken über dem Geländer lehnte — der Mond sich leise hinter dem Schnee der Vulkane erhob — und mit seinem magischen Glanze die Nebelkette der Cordilleren und das wundervolle Thal überfluthete, da kam nach und nach ein stiller Friede auch über sie selbst und ergoß über ihre Zukunftsbilder einen milden Schein. Die Macht der Schönheit, die ihre künstlerische Seele zu allen Zeiten gehoben und die ihr hier zum ersten Male so neu und reizvoll entgegentrat, trug sie auch jetzt auf ihren Schwingen und sie vergaß darüber, was sich Bitteres in ihr eigenes Leben gedrängt.

Frau Alvarez sah zuweilen besorgt nach ihr hin, wenn sie neben Teresita am Tische saß, über die Hefte gebeugt ihr mit ihren schlanken Fingern die Fehler zeigte und geduldig immer wieder und wieder berichtigte, bis die Kleine sie verstanden hatte. Der ernste Zug um den Mund, den Frau Alvarez anfänglich auf die Beschwerden der Reise und den Abschied vom Vaterlande geschoben, war noch um kein haarbreit gewichen und die großen Augen blickten so traurig, als hätten sie nie etwas gewußt von einer sorglosen Kin-

der- und Jugendzeit. Selbst die geselligen Kreise im Hause Alvarez belebten sie nur für die gegenwärtigen Stunden und das etwas unbequeme Gefühl, welches Frau Alvarez anfänglich bei dem sichtbaren Wohlgefallen gehabt, mit welchem die Herren sich Natalien näherten und die daraus gewonnene Befürchtung, sie könne ihrem Kinde bald entrissen werden, war gänzlich geschwunden. Sie hatte so sehr die Ueberzeugung gewonnen, daß Natalie sich nur schwer einem Manne geben würde, daß sie in ihrer immer selbstloser werdenden Liebe zu ihr, fast schon anfing zu wünschen sie wäre — sogar gegen den Vortheil ihres Kindes — im Stande, etwas zu dem Glücke dieses seltsamen Mädchens beizutragen.

Sie wußte von ihrer Schwägerin nichts Näheres über die Verhältnisse Nataliens, nur daß sie in drückender äußerer Umgebung groß geworden, das war ihr bekannt.

Natalie schlug eben ihr Buch zu, aus welchem sie ihrer Schülerin die Regeln der deutschen Grammatik lehrte, und strich zärtlich über der Kleinen dunklen Scheitel.

„Du hast Deine Sache gut gemacht, Teresita," sagte sie mit ihrer wohlklingenden, weichen Stimme; „noch einige Wochen weiter und wir können anfangen Deutsch zu reden, dieselbe Sprache, die unser geliebter Kaiser mit seiner schönen Gemahlin spricht."

„Aber die Kaiserin ist ja wieder fort über das Meer," sagte die Kleine traurig „und der Onkel General hat gesagt, daß sie nun nie mehr wiederkäme."

„Das weiß der Onkel General nicht, Kind, die Kaiserin wird sicher wiederkommen und mit ihrem Gemahle noch lange in dem schönen Schlosse Chapultepec wohnen."

„Werde ich dann mit ihr sprechen dürfen, Donna Natalie?"

„Sicher wirst Du das. Die Kaiserin soll eine sehr freundliche Dame sein, und da sie so gütig gegen Deine Eltern war, wird sie sich auch freuen, Dich zu empfangen, wenn Du erwachsen sein wirst."

„Wann werde ich erwachsen sein?"

„O in ganz kurzer Zeit, Herz, die Jahre fliegen so schnell vorüber und ich meine es sei gar nicht lange her, seitdem ich so ein kleines Mädchen war wie Du."

„Hatten Sie auch einen Papa und eine Mama und ein schönes Haus, Donna Natalie?"

Ueber das Gesicht des jungen Mädchens zog eine dunkle Wolke. „Ich habe meinen Vater nie gekannt, Teresita, meine Mutter nur krank und leidend, ich habe nie ein glückliches Heim gehabt."

Das kleine Mädchen schlang jetzt den Arm um den Hals ihrer jungen Lehrerin und ihre großen dunklen Augen senkten sich theilnehmend in die ihren. Natalie zog den Kopf des Kindes einen Augenblick an ihre Brust, dann erhob sie sich und trat an das Fenster.

Die Blicke von Frau Alvarez folgten ihr, sie betrachtete das bleiche regelmäßige Profil, mit den fein geschwungenen Brauen über den langen Wimpern der gesenkten Lider; den weichen Mund mit dem doch so

entschiedenen Zuge, der jetzt, wohl durch des Kindes angeregte Erinnerung, leise bebte.

Es war ein edler, fein geformter Kopf, den diese hohe, elastische Gestalt trug, ein Kopf, wie wir ihn nicht alle Tage sehen und der dem denkenden Beobachter überraschend und anziehend sein mußte. Auch Frau Alvarez dachte das — sie grub in ihrer Erinnerung — mit wem sie wohl dieses junge Mädchen vergleichen könne, die ihr einsames Geschick vom Norden — dort von jenseits des Oceans her, wie ein losgelöstes Blatt — bis hierher in ihre Kreise getrieben.

Sie kannte Niemanden und sie dachte, daß so wohl Menschen aussehen, die zu ungewöhnlichem Geschicke berufen, vielleicht einstmals einen Lorbeerkranz auf ihrem Haupte tragen — oder — eine Dornenkrone. Natalie wendete jetzt das Gesicht voll zu ihr hin, ihre Augen waren ruhig. Teresita hatte das Zimmer verlassen.

„Wie kamen Sie eigentlich auf die Idee, nach Mexiko zu gehen, Natalie," fragte Frau Alvarez plötzlich, von dem Fluge ihrer Gedanken getrieben, „es will mir scheinen, als gehöre ein Riesenmuth dazu, für eine zarte, junge Dame, wie Sie?"

„Wohl nur für eine solche, die eine liebevolle Umgebung lassen muß, Sennorita," sagte sie. „Ich war in meiner Heimath so heimathlos wie hier. Es zog mich über das Meer, in eine neue Welt mit jener unbestimmten Sehnsucht, die wohl nur die empfinden, die keine Familie haben. Ich war so allein."

„Haben Sie keine Verwandte, keine Freunde?"

„Nein!“

„Sonderbar.“

„Ich war acht Jahre alt, als meine Mutter starb, sie liebte mich mit der glühenden Liebe einer leidenschaftlichen Natur, die Alles im Leben eingebüßt hatte, bis auf ihr letztes Kind. Ich lebte in einer fortwährenden Gluthatmosphäre ihrer schmerzlich krankhaften Gefühle und als sie gestorben war, da kam mir die mitleidige Theilnahme, die mir entgegengebracht wurde, so bettelhaft verblichen und frostig vor, daß ich die Leute anstarrte und nicht verstehen konnte, was sie wollten. — Man nannte mich ein halsstarriges, sonderbares Kind.“

„Sie ein halsstarriges Kind?“

„Ich glaube, die Leute hatten recht, wenigstens mußte ich ihnen damals so erscheinen. Es hat mich viele Kämpfe, viele Schmerzen und Demüthigungen gekostet bis ich anders wurde.“

„Sie sind demnach durch eine ernste Schule gegangen,“ sagte Frau Alvarez, indem sie sich erhob und neben das junge Mädchen trat, deren Augen an den Spitzen der Schneeberge hingen, die eben im glühenden Purpur der untergehenden Sonne leuchteten.

„Was wurde aus Ihnen, Natalie,“ fragte sie nach einigen Augenblicken weiter, „als ihre Mutter gestorben war, brachte Ihnen keine einzige Seele Liebe entgegen?“

„Doch, eine Wittwe mit ihrem Knaben, die in demselben Hause wohnte wie wir und die meine ster-

bende Mutter schwesterlich gepflegt hatte. Sie wollte mich auch nicht von sich lassen, ich klammerte mich an ihre Kleider, bat und schrie, aber ein Herr mit schwarzem Bart, der sich mein Onkel nannte und eine Dame mit harten Zügen, die uns nie vorher gekannt, die brachten mich in eine Kutsche und fuhren mit mir in ein entferntes Haus, in welchem sich ein kaiserliches Institut für verwaiste Offiziers- und Beamtentöchter befand."

„Und haben sie sich auch nachher Ihrer angenommen? konnten Sie die Feiertage in ihrem Hause verbringen?"

„Nein, ich hatte mir das durch eben meine schroffe Kinderart verscherzt."

Frau Alvarez sah ungläubig in das ernste Gesicht des Mädchens.

„Doch, doch," sagte Natalie sanft; „ich war vielleicht gerade durch meine einsame Kindheit ungesellig und scheu. Ich mied auch die übrigen Kinder und legte mich lieber in den müßigen Stunden in den Schatten eines Nußbaumes, schaute hinauf in seine Wipfel und träumte oder verarbeitete die einfachen Eindrücke meines Lebens. Man entließ mich am Schlusse dafür mit einem guten Zeugnisse und dem Kontrakt für ein Engagement als Erzieherin in dem Hause der Gräfin Buder."

Die beiden Damen schwiegen einige Augenblicke, während Natalie an den Tisch trat und die Bücher zusammennahm um auf ihr Zimmer zu gehen.

„Sie haben mir aber immer noch nicht gesagt, beste Natalie," unterbrach Frau Alvarez das Schweigen, „wie Sie auf die Idee kamen, nach Mexiko zu gehen und wer Ihnen eigentlich diesen Gedanken eingegeben hat."

Ueber das Gesicht des Mädchens zog eine dunkle Gluth.

„Wie ich dazu kam? Ich weiß das selbst nicht recht, wohl der Umstand, daß unser Kaiserhaus an dem Lande so betheiligt wurde — und dann erinnerte ich mich, daß eine Dame, die mit meiner Mutter verwandt, dort verheirathet sei und durch ihre Vermittlung kam ich dann, wie Sie ja wissen, hierher."

„Dann muß Ihnen freilich das Schicksal des Kaiserhauses bitteres Weh bereiten, davon hatten Sie wohl keine Ahnung, als Sie Wien verließen?"

„Sicher nicht, Sennorita. Die Zeitungen in Wien sowie die französischen dort sprachen nur von den allerblühendsten Aussichten des Kaiserreiches. Man interessirt sich in Wien selbstverständlich sehr für die Erfolge Maximilians — nicht allein Seiner Selbstwegen — sondern auch wegen der Söhne der dortigen Familien, die in seinem Gefolge sind. — Als ich in Vera-Cruz landete," fuhr Natalie mit einer merklichen Bewegung ihrer Stimme fort, „waren die ersten Nachrichten, die man mir entgegenbrachte — die der Abdankung des Kaisers — und der Ankunft Castelnau's."

„Der arme Kaiser, was würde er erst sagen, — er mit seinem festen Glauben an alles Gute und Ideale,

wenn er erführe, daß derselbe von Napoleon beauftragt ist, mit den Republikanern zu unterhandeln und ihnen sogar zu der mexikanischen Präsidentschaft zu verhelfen falls sie die französischen Schuldforderungen ausgleichen würden."

„Das Volk hier war zu allen Zeiten ein Spielball der Willkür," sagte Natalie mit einem Ernst, der über ihre Jahre ging, „ein Amerikaner, der von San Thomas bis zur Habanna mit mir reiste — behauptete, daß der Präsident Johnson durch seine innere Politik die Unzufriedenheit eines großen Theiles des amerikanischen Volkes erregt habe und nun durch populäre äußere Politik die verscherzte Gunst sich wieder zu erlangen bestrebe. Er nahm insofern Napoleon in Schutz als er behauptete, derselbe könne sich nicht gegen die amerikanischen Maßregeln auflehnen.

„Freilich, der Gesandte von Juarez in Washington wurde durch Bankette gefeiert und Campell von den Vereinigten Staaten zum bevollmächtigten Minister bei der Republik Mexiko ernannt."

„Alles, das würde mich dennoch nicht so muthlos machen," fuhr Natalie fort, während sie ihre Augen angstvoll auf das sorglose hübsche Gesicht von Frau Alvarez richtete, „wenn der Zustand der Kaiserin Charlotte kein hoffnungsloser wäre. Ihr Bild verfolgt mich Tag und Nacht — — Gott möge ihr und dem Kaiser ein erbarmender sein."

Natalie hatte die Bücher unter den Arm genommen und schritt gedankenvoll zur Thüre. Frau Alva-

rez sah ihr einen Augenblick nach, dann sagte sie freundlich:

„Wollen Sie heute Abend nicht mit mir in die Oper fahren, Natalie? Sie wissen, daß General Castillo mir ein böses Gesicht macht, wenn Sie fehlen."

„Wenn es Ihnen einerlei ist, so möchte ich Sie bitten, mich heute zu entschuldigen, Sennorita — ich habe etwas zu schreiben — etwas —"

„Ach so — ich vergaß, daß Sie gelehrte Arbeiten haben und vielleicht einmal gar mit der Zeit eine gelesene Schriftstellerin werden."

Natalie wandte sich rasch um, ergriff die Hand der Dame und sagte bittend: „Nein, das nicht, Sennorita, Sie wissen, daß es nur ein armer Mensch ist, mit dem ich bekannt wurde und dem ich versprach, ihm zu seinem neuen Unternehmen zuweilen Notizen über Land und Leute in Mexiko zu liefern."

Frau Alvarez lächelte und indem sie Natalie zärtlich auf die Schulter klopfte, sagte sie: „Sie sind ein seltsames Mädchen, bleiben Sie immerhin zu Hause — aber nur heute, ich entbehre nicht gern Ihr gutes musikalisches Urteil."

„Wenn Ihnen an meiner Gesellschaft gelegen ist, Sennorita, so versteht es sich von selbst, daß ich Sie begleite."

Und während in Mexiko die Menschen sich über das Geschick des Landes bekreuzten, befand sich der Kaiser, von allen Qualen der Hölle gefoltert, in dem bei Orizaba

gelegenen einsamen Landhause „La Jalapilla“. Er hatte sich dahinein beinahe vergraben und wollte, bevor er seinen vorübergehend gefaßten Entschluß der Abdankung kundgab, hier die näheren Nachrichten von dem Zustande Charlottens abwarten, die ihn in jener verhängnißvollen Nacht in Chapultepec so jäh ergriffen. Ob er heute Abend, als er einsam in der Veranda an seinem Schreibtische saß und dem Spiel der Farben zusah, mit welchen die Sonne so unaussprechlich malerisch hinter dem Pic von Orizaba versank, an das Glockengeläute und die jubelnde Menge dachte, die ihn damals bei seinem Einzuge hier so besonders herzlich empfangen?

Sein Gesicht war bleich und hager geworden und als er sich jetzt erhob und über das reiche Grün der Zuckerfelder hinweg nach den Cordilleren schaute, da lag eine müde Abspannung auch in der Haltung seiner schlanken und edlen Gestalt. Von allen den Hoffnungen, die ihn von Miramare über das atlantische Meer getragen, hatte sich doch auch nicht eine einzige erfüllt! Die Unterhandlungen, die er mit Castelnau gehabt, hatten auch seinen letzten Glauben an Frankreich vernichtet. Was sollte er aber, falls er abdankte, mit seiner Person beginnen — wenn der Geist der Kaiserin — hoffnungslos umnachtet blieb? Hatte er nicht in diesen Tagen ehrlich versucht, die Qualen des Herzens zu unterdrücken, um sich den Kopf frei zu erhalten, und dem Worte, welches er einst in heiliger Stunde gegeben, treu zu bleiben — mit dem Kaiserthrone zu leben und zu sterben? Nein der Entschluß stand fest

— Miramon und Marquez sollten ihn nicht vergebens beredet haben, Pater Fischer sich nicht in seinen Erwartungen täuschen, die er in ihn gesetzt, und falls nur der Staatsrath von Mexiko ein klein wenig ihm entgegenkommen würde, so war er entschlossen, die Zügel der Regierung noch einmal in die Hand zu nehmen und mit der bedeutenden Truppenzahl, die ihm immer noch blieb, seinem Ziele mit neuem Muthe entgegen zu gehen.

„Und habe ich nicht die Ueberzeugung höchsten und reinsten Wollens für mich?“ flüsterten seine Lippen, indem er mit der schlanken Hand über seine Stirne fuhr und seine Augen bittend zum Abendhimmel hob. Leicht in Illusionen zu versinken war ja ein Gnadengeschenk, das ihm geworden — und so leuchteten auch jetzt seine Augen auf und wie die sanfte Abendröthe seine bleichen Züge verklärte, zog auch ein Hoffnungsstrahl in sein armes gequältes Herz.

Seine Seele sandte noch einen sehnsuchtsvollen Gedanken hinüber zur Meeresküste — von wo ihn die Wellen vielleicht zur Heimath trugen — und dann ging er energisch zum Schreibtische, schlug die silberne Glocke an, die auf dem Tische stand und befahl dem eintretenden Kammerdiener Seine Excellenz den General Miramon zu benachrichtigen, daß er ihn erwarte.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis der General erschien. Er war erst wenige Minuten vorher von Orizaba zurückgekehrt, um dem Expressen, der täglich zwei Mal aus der Hauptstadt kam, zuvorzukommen und die Berichte und Briefe zuerst in Händen zu haben.

Sein dunkles Gesicht, welches in jeder Beziehung einen Contrast zu dem Maximilians bot, leuchtete freudig auf, als er sich vor dem Kaiser verneigte.

„Nun, es scheint, Sie bringen nach allen den bitteren Tagen gute Nachrichten," sagte der Kaiser, indem er erwartungsvoll auf die Hand des Generals blickte, in welcher derselbe verschiedene Papiere hielt.

„Gottlob ja, Majestät, die ganze Stadt Mexiko vereint ihre Bitten mit den unseren — und schon morgen trifft eine Deputation Notabler von dort ein, um Eure Majestät zur Rückkehr nach der Hauptstadt und zur Aufrechterhaltung des Kaiserthrones aufzufordern. Es ist nicht nur die Kirche, es ist auch die Sympathie des Volkes, die mit Eurer Majestät geht."

„Und die Vereinigten Staaten, die nicht ruhen werden, bis der letzte, französische Soldat den mexikanischen Boden verlassen hat?" fragte der Kaiser.

„Die Vereinigten Staaten können uns nichts anhaben, wenn die Hauptstadt, die Staaten Oaxaja, VeraCruz, Queretaro und Pueblo uns bleiben," antwortete der General.

„Aber, wer bürgt uns, daß sie uns bleiben, General? Die Juaristen drängen immer mehr und mehr vorwärts, Porfirio Diaz ruht und rastet nicht, Napoleon hat in seinem Betragen gegen die Kaiserin sein ganzes frevles Spiel gezeigt — und General Castelnau soll sogar von der französischen Regierung beauftragt sein, mit Juarez zu unterhandeln."

„Mit Juarez? Wer sagt das Eurer Majestät? das wäre eine Infamie."

Der Kaiser trat zu dem Schreibtische, nahm einen Brief aus seiner mit dem mexikanischen Kaiserwappen bestickten Briefmappe und reichte ihn dem General. Während derselbe las, studirte Maximilian das Gesicht und die Haltung Miramons. „Nun?," fragte er, als derselbe geendet und den Brief zurück in des Kaisers Hände gab.

„Es ist ein Brief ohne Unterschrift, Majestät, das will nicht viel sagen, wir sind von Feinden umgeben — wer bürgt uns dafür, daß dies nicht ein Fallstrick von Juarez selbst gelegt ist, um Eure Majestät zur Abdankung zu zwingen?"

„Bliebe sich auch gleich und würde in meinem Entschlusse nichts ändern," sagte der Kaiser gedankenvoll, während er sich auf den Sessel, der vor seinem Schreibtische stand, niederließ — und mit der Hand durch sein blondes Haar fuhr. — „Ich halte Juarez indessen solcher niedriger List nicht für fähig — er ist gewaltthätig und rücksichtslos in dem, was er will — aber weder hinterlistig noch gemein."

Ueber das Gesicht Miramons ging ein verächtlicher, gehässiger Zug, aber er sagte nichts.

„Und haben sich die Nachrichten bestätigt von dem Gefechte von Santa Anna Amatlon?" fragte der Kaiser nach einer Weile düster, während er in seiner Mappe nach Etwas zu suchen schien.

„Auf das Schlagendste, Majestät," erwiderte der General, während er die Briefe, welche er die ganze Zeit in der Hand gehalten, auf den Tisch legte. „Ge-

neral Mendez hat Arteaga vollständig geschlagen, hier sein eigenes Handschreiben für Eure Majestät. Er hat ihn sowohl wie seinen Generalstabschef Salazar nebst vier Obersten und 400 Mann gefangen genommen.

Der Kaiser nahm das Schreiben und während er es durchlas, zog über sein Gesicht ein düsterer Schatten.

„Ich hätte das Blutdekret vom dritten Oktober — nie erlassen sollen, General," preßte es sich dumpf über seine Lippen — „man hat also doch nun die sämmtlichen höheren Offiziere erschossen. Es war das der Anfang zu den Gräueln, die jetzt auch von Feindesseite kommen werden."

„Eure Majestät haben ja, falls das Dekret eine Uebereilung war, dieselbe gesühnt — indem Sie es aufhoben."

„Aber zu spät. Wir haben durch diese That des General Mendez die Waffe zu gleichem Verfahren in die Hände der Feinde gegeben und das war nicht diplomatisch."

„Aber war dieses Dekret nicht ein Akt der Vertheidigung und Selbsterhaltung," wagte Miramon einzuwenden, „den Eure Majestät dem Lande und sich selbst schuldeten?"

„Wir wollen es so auffassen, General," sagte der Kaiser — während er sich in seinem Stuhl zurücklehnte, den Arm auf den Tisch stützte und seinen Kopf in seine Hand vergrub. —

Miramon stand eine lange Weile und störte ihn nicht. Erst als der Diener die Lampe gebracht und

wieder verschwunden war, fragte er unterthänig: „Und die Notabeln? Werden Eure Majestät geruhen, dieselben zu empfangen?“

Der Kaiser, der offenbar in tiefen Gedanken versunken gewesen — hob den Kopf in die Höhe, sein Gesicht war noch bleicher als vorher und seine Augen glänzten feucht.

„Ich werde mit dem Kaiserthrone leben und sterben, General,“ sagte er, wie aus Träumen gerüttelt, tief bewegt, „ein ächter Habsburger verläßt dennoch im Augenblicke der Gefahr seinen Posten nicht. Und Gefahr ist jetzt vorhanden, mehr als je.“ —

Miramon beugte das Knie wie erlöst vor dem Stuhle Maximilians und neigte ehrfurchtsvoll die Lippen auf dessen Hand.

Nachdem der General die Veranda verlassen, saß der Kaiser noch lange regungslos, die letzten Vorgänge hatten dennoch seine Illusionen erschüttert — und obgleich er eben Miramon erklärt, die Dornenkrone von Mexiko auf seinem Haupte zu lassen, so schrieb er doch noch in derselben Stunde folgenden traurigen Erlaß an den Minister Laras: „Die Feindschaft der Vereinigten Staaten gegen das monarchische Prinzip tritt täglich stärker hervor. Unsere Alliirten haben erklärt, daß es ihnen aus politischen Gründen unmöglich sei, Uns ihren Beistand fortzugewähren, und Wir haben sogar in der letzten Zeit erfahren, daß zwischen den Regierungen von Frankreich und den Vereinigten Staaten Unterhandlungen stattgefunden haben, um gemeinschaft-

lich dem Bürgerkriege, der seit langer Zeit unser Land verwüstet, ein Ziel zu setzen. Nach der Meinung der großen Mehrheit des amerikanischen Volkes könnte, so sagt man Uns, das Ziel nur erreicht werden, wenn mit Hilfe dieser beiden Mächte eine neue Regierung von republikanischer Form gegründet würde. Obgleich es der Vorsehung gefallen hat, Unser häusliches Glück zu vernichten, Unser Muth und Unsere Stärke hierdurch arg geprüft sind, würden Wir doch keinen Augenblick anstehen, für das Glück des Vaterlandes alle Opfer zu bringen, wenn Wir nicht aus guten Gründen besorgen müßten, daß Unsere Person ein Hinderniß für den Frieden des Landes sein könnte."

Als der Kaiser geendet, legte er die Feder nieder und griff, um auch die letzten Geschäfte noch abzuwinden, zu den Briefen, die General Miramon auf den Tisch gelegt. Er durchflog sie hastig, sie schienen ihm nicht von Bedeutung nach den großen Entschlüssen, die er heute gefaßt, und erst als er den letzten ergriff — ein feines, elegantes Couvert von zierlicher Damenhand adressirt, stutzte er und betrachtete es von allen Seiten. Ein schmerzliches Lächeln glitt über sein Gesicht. Einen Augenblick war es ihm wohl, als sei die letzte bittere Zeit, die er durchlebt, dort hinter dem Pic von Orizaba versunken — und Er selbst, Er wäre noch Einer jener Bevorzugten, die Berechtigung haben an Liebe und Menschenglück.

Dachte er an sein eigenes zerstörtes Herzensloos? Ein feuchter Glanz schimmerte in seinen Augen, als er

den Umschlag zerriß und laut vor sich hin den Brief las, der in deutscher Sprache geschrieben war:

„Möchten Eure Majestät es huldvollst verzeihen, daß eine Verlassene, von Angst Gefolterte, es wagt bis in Eurer Majestät Dulderasyl zu dringen, um dort eine Bitte zu Eurer Majestät Füßen zu legen. Mein Verlobter befindet sich unter den kaiserlichen Husaren, sein Name ist Joachim v. Treskowitz. Ich bin ihm, da die Verhältnisse es so geboten, bis über das Meer nach Mexiko gefolgt und kam als Erzieherin in das Haus des Sennor Don Ramon Alvarez.

„Eltern- und heimathlos gehört meine Seele zu ihm — und Eure Majestät, die ja selbst des tiefsten Empfindens fähig sind, können ermessen, was ich gelitten, wenn ich sage, daß ich noch keine Zeile von meinem Verlobten erhielt, daß ich nicht weiß, wo er sich befindet und daß voraussichtlich keiner meiner Briefe bis zu ihm gelang.

„O wenn Eurer Majestät Huld und Gnade den Hauptmann v. Treskowitz mit einer Mission oder Botschaft betrauen möchten, die es uns ermöglichte, uns einmal zu sprechen, Eure Majestät würden uns zu ewigem Danke verpflichten

— — — — — — — — — — —

„Bis dahin kam ich, ich konnte nicht weiter. Die Bitte ist unstatthaft und egoistisch, ich fühle das, gerade jetzt, wo Eure Majestät selbst von tausend Qualen gefoltert sind — aber vielleicht trägt ein Zufall Eurer Majestät den Namen Desjenigen zu, der meine einzige

Welt ist, und dann weiß ich, dann denken Eure Majestät — die ja großherzig veranlagt, nie Menschenhaß und Verachtung aus dem vollen Elendsbecher tranken, den das Leben Ihnen bot — an eine Unglückliche, deren Gebete zu allen Zeiten mit dem Geschicke des erlauchten Kaiserhauses gehen. Natalie Rubitzki."

Maximilian ließ den Brief auf seinen Schooß fallen und sein Kopf sank in seine Hand. Er bemerkte es nicht, wie der nächtliche Glanz leuchtender aufwuchs und die Sternenschaar den Himmel vergoldete. Ein feines, durchsichtiges Nebelgeflock hatte sich über die Schneekuppel des Orizaba gelegt und gab der Landschaft ein träumerisches Gepräge. Rings herum lag die Welt regungslos. In weichen Linien schlief selbst das Landhaus von La Jalapilla, inmitten der grünen strotzenden Gefilde. — — —

Der Kaiser war jetzt bis an die Geländer der Veranda getreten und seine Augen schweiften über das tropische Bild — eine leise Brise vom Meere herübergetragen, spielte kosend in seinem lichten Haar.

„Der Menschen Wollen und Kraft nützt nichts — gar nichts," — ging es gehaucht, wie im Traume über seine Lippen, „denn die Umstände verwirren und verkümmern sie. Wenn Joachim v. Treskowitz doch in einem der letzten Gefechte gefallen wäre, dann erbarme sich Gott deiner Seele, Natalie Rubitzki, wie Er sich der meinen erbarmen möge!" — — — — —

Einige Tage später empfing der Kaiser die Deputation der Notabeln von Mexiko. Alle Zweifel schienen

gedämpft. Ein glücklicher Optimist wie er war, setzte er mit erneutem Muthe seine Bedingungen an den Congreß auf.

Eine Proklamation, in welcher er versprach, mit Muth und Ausdauer das Werk der Wiedergeburt fortsetzen zu wollen, machte die Mexikaner mit den Ergebnissen der Conferenz bekannt.

Wochen waren inzwischen vorübergegangen.

Die Oper war zu Ende. Natalie hatte sich, ohne vorher noch eine Erfrischung einzunehmen, an der Treppe von der Familie Alvarez verabschiedet und ihre Zimmer aufgesucht.

Sie ließ die Thüre weit offen. Oben am Firmament stand das südliche Kreuz und leuchtete über die platten Dächer und die Schneespitzen der Vulkane hinweg in das weite Thal.

Die Nacht war still und regungslos. Bleich und müde, mit dem Ausdruck tiefster Abspannung, hatte sich das junge Mädchen in das Sopha gesetzt und neigte den noch mit Blumen geschmückten Kopf auf die Hand.

Das große Mosaikcollier, welches ihr Frau Alvarez, als sie dieselbe zum ersten Male in Gesellschaft begleiten sollte, um den feinen Hals gelegt, hob sich langsam und regelmäßig. Ihre Gedanken mußten abwesend sein, denn sie fühlte es nicht, wie die Nachtluft immer frischer zu ihr hereinströmte, sich ihre Schultern

unwillkürlich zusammenzogen und ein leises Frösteln durch ihre Glieder ging.

Nach einigen Minuten hob sie den Kopf in die Höhe, nahm ein Zeitungsblatt aus den Falten ihres Kleides, breitete es vor sich aus, und fing an zu lesen.

Wer sie genauer beobachten wollte, der konnte bemerken, wie jetzt die Steine die auf ihrem Halse lagen, immer hastiger auf- und niederfielen. „O Mutter der Gnaden," preßte es sich endlich aus ihrer Seele, indem sie das Zeitungsblatt von sich schob und ihre Hände krampfhaft faltete, „Du kannst es nicht wollen, daß man durch Vorspiegelungen und Verrath eine so edle Menschenseele in falsche Bahnen treibt. Der letzte französische Soldat hat nun wirklich Vera-Cruz verlassen — Juarez, dem man trotz Allem seine Achtung nicht versagen kann, residirt in San Luis Potosi — was bleibt den Kaiserlichen außer den wenigen Städten, die sie besetzt halten?

„Und Joachim? Wo treibt sein Lebensschiff — und was wurde aus ihm? War er am Ende doch bei den Gefechten von General Mendez — und wurde gefangen — oder — —"

Die letzten Worte waren einzeln und schwer über ihre Lippen gegangen, während sich ihre Augen heiß zu den Sternen hoben — als gebe es dort ein Erbarmen.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe und lauschte.

Was war das?

War es nicht als husche etwas draußen auf den Dächern?

Ach nein, ihre Nerven waren gereizt — es war ja still — todtenstill. Und abermals nahm sie das Zeitungsblatt und begann zu lesen.

Waren das nicht doch verstohlene Tritte — Männertritte? Die Zeitung glitt auf den Boden — sie bückte sich nicht danach — sie lauschte jetzt mit stockendem Athem, sie hatte nicht die Kraft, sich zu rühren.

Hatte der Kaiser doch ihren Brief erhalten und ihren Verlobten indirekt mit einer Mission betraut?

Da, auf der Schwelle, beleuchtet von der Sterne Glanz, wurde ein Offizier sichtbar, hoch und schlank, mit bleichen, todbleichen Zügen.

Es war ein kurzer, halberstickter Aufschrei, der hörbar wurde — „Joachim!“

Er hatte Mütze und Säbel von sich geschleudert, lag zu den Füßen des Mädchens und seine Arme umschlangen sie leidenschaftlich. Sie strich mit ihren zitternden Fingern die dunklen Haare von seiner Stirne und sah wonneselig in sein Gesicht.

„Joachim, ich habe Dich wieder — endlich, endlich, nach vierzehn qualvollen Monaten, ich habe Dich wieder!“

Der Offizier konnte nicht sprechen, nur in seinen Augen leuchteten Glück und Schmerz und erst als Nataliens Thränen auf seine Hand tropften, fand er die Fassung.

„Weiß der Kaiser, daß Du hier bist, Joachim, und ist es wahr, was man sich von seinen vielen Niederlagen zuflüstert?“ Ihre Augen hingen angsterfüllt an seinen Zügen.

„Ich bin hier im Auftrage meines Generals und muß in drei Tagen wieder in Queretaro sein. Der Kaiser selbst, der mich zum Courier ausersehen, hat sich an die Spitze der Armeen gestellt und seine Truppen in Queretaro mit denen von Miramon zusammengebracht, er hofft so den Marsch der feindlichen Heere gegen Mexiko zu verhindern. Unsere Armee würde meiner Ansicht nach besser thun, sich zu vertheilen und den Feind an den verschiedenen Plätzen anzugreifen. Indessen ich fürchte, wir haben, so wie so, wenig Aussichten zum Sieg. Escobedo hat mit einem 25,000 Mann starken Heere die Stadt umzingelt und man wird die Bevölkerung durch Hunger zum Uebertritte zwingen. Die Hauptstadt ist, wie ich mich leider überzeugt habe, denn dahin ging mein Auftrag, in gleicher Lage, sie ist von Porfirio Diaz und seinen Truppen umstellt. Zwei Couriere von Mendez abgeschickt, kamen nie an ihr Ziel, sie wurden unterwegs an irgend einem Baume stumm gemacht. Man versteht das hier besser als bei uns, sich lästiger Personen zu entledigen."

Joachim fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sein Gesicht sah düster und hoffnungslos aus.

„Und Du glaubst wirklich, daß der Kaiser verloren sei und ihm nichts bliebe, als die Flucht?" stöhnte Natalie.

„Die Flucht?" fragte der Offizier, indem er sich vom Boden erhob, wo er noch immer zu des Mädchens Füßen gelegen, und in seiner ganzen Höhe vor sie trat — „der Kaiser wird nicht fliehen, Natalie,

lieber zu Grunde gehen, davon sei überzeugt. Er wollte in Orizaba, von der Nachricht des Wahnsinns seiner Gemahlin tief ins Herz getroffen, abdanken, man hat ihn leider daran verhindert — und jetzt gibt es nur ein Ziel."

„Und Ihr, Joachim — Du?"

Auch das Mädchen hatte sich erhoben und schmiegte bei diesen Worten ihren Kopf innig, als wäre es eine Unmöglichkeit, ihn zu lassen, an des Geliebten Schulter.

„Wir? Nun wir werden selbstverständlich bei ihm ausharren, aber doch vielleicht schließlich in die Gewalt einer der feindlichen Generäle fallen, die uns so oder so, wie es ihnen der Moment eingibt, vernichten werden. Unser unseliges Blutedict gibt ihnen ja dazu ein Recht."

„Das kann nicht sein, Joachim, o sage, daß es nicht sein kann, tröste mich mit einem erbarmenden Worte" — und Natalie sah hülfeflehend in sein Gesicht.

„Natalie," sagte er, indem er sie fester an seine Brust zog, „es ist vielleicht für lange Zeit das letzte Mal, daß wir uns sehen, versprich mir, muthig zu bleiben und zu glauben, daß ich alles versuchen werde, was sich mit der Ehre verträgt, um wieder zu Dir zu gelangen — aber ich muß die Gewißheit haben, daß Du nicht zusammenbrichst — ich muß —"

„Es soll Dir nicht bangen um meinetwillen," unterbrach sie ihn unter immer stärker hervorquellenden Thränen, „Du weißt es doch, Joachim, wie mich das Leben geschult, und wie früh ich gelernt habe, stille zu halten, wenn es die Pflicht und Nothwendigkeit ge-

bieten. O diese Entbehrungen, unter denen meine Seele gedürstet hat, sie sind nicht spurlos an mir vorübergegangen, Geliebter, meine Kräfte haben sich gestählt und meine Liebe ist gewachsen — —. Es will mich bedünken, als hätten Glückliche keine Ahnung von der Tiefe einer Liebe, die Elend und Entsagung reifen."

„Natalie, theures Mädchen, wie wärest Du es doch vor Allen werth, glücklich zu sein!"

„Ich bin es, Joachim, so lange ich Dein Eigen bleiben darf, so lange uns der leiseste Hoffnungsschimmer bleibt, einmal vereint zu werden — sei es auch in fernster Zeit!" Natalie hatte die letzten Worte traurig gesprochen.

Joachim zog sie neben sich auf das Sopha und bettete ihren Kopf an seine Brust.

„Man sagt, das Leben bindet und trennt wieder, Natalie," begann er nach einer Weile, während er mit der Hand mechanisch die Rosen aus ihrem Haar pflückte und es in seiner ganzen Fülle durch seine Finger rieseln ließ. „Man sagt, daß es die Wunden, die es schlägt, auch wieder zu heilen vermöge, das mag bei solchen Menschen der Fall sein, die das Leben auf leichten Wellen trägt, die nicht wie wir ausgestoßen wurden aus der Gesellschaft und in der verbitterten Verarmung der nach Liebe darbenden Herzen all das Weh und das Glück, welches sie zu fühlen im Stande sind, nur einer einzigen Menschenseele geben. Würde man uns unsere Liebe nehmen, wir fänden keine andere mehr in der Welt.

„Aber man kann sie uns nicht nehmen, Joachim," antwortete das Mädchen mit fester Stimme, „man kann uns trennen durch das Leben und den Tod, aber die Liebe, die kann uns Niemand nehmen, sie ist unser eigentliches Lebenselement.

„Mein starkes Mädchen! Schon damals, als wir noch Kinder waren, und an dem Sterbebette Deiner Mutter saßen, ahnungslos was sich zutrug, liebte ich Dich. Du weintest, weil meine Mutter weinte und als endlich Dein Kopf müde auf meine Schulter sank, blieb ich regungslos, um Deinen Schlummer nicht zu stören. — Und viel später, als Du Lehrerin in dem gräflichen Hause warst, und anstatt nach mühevollem Tagewerk Dich zu zerstreuen, bei uns im Elend erschienest — ein Engel an Güte — und mit allen Labsalen, die Du Dir selbst entzogest, meine liebe Mutter erquicktest — da, Natalie, da wußte ich, daß ich nie mehr von Dir lassen könne. Ach, alle die Freuden, die das Schicksal Anderen in so verschiedenen Gewandungen gibt, die hat unser gütiger Vater uns in einer einzigen großen Liebe in die Seelen gegeben. Laß uns ihm dafür danken, Natalie."

„Joachim, wir sind reich, o, ich neide der Welt gar nichts, denn ich liebe Dich!" und mit tiefstem Vertrauen schmiegte sie sich an des Geliebten Brust, der es in seinem Glücke selbst vergaß, daß es die Abschiedsstunde war, die ihn vielleicht von ihrem Herzen in den Tod trieb.

„Und hast Du es nicht bereut, Natalie," fragte

er nach einer langen Pause, während er seinen Mund sanft auf ihre Augen drückte, „daß Du auf meinen Vorschlag eingingest und mir hierher nach Mexiko folgtest?"

„Ich gehe, wohin Du mich rufst, Joachim. Wir hatten keine Aussicht, in der Heimath vereint zu werden, Deine Sympathien zogen Dich zum Kaiser, ich verstand sie — und folgte Dir! Und nun?"

„Und nun ertragen wir und nehmen auf uns, was Gott über uns verhängen wird. Ich zog Dich nicht leichtsinnig mir nach in dieses Land, Natalie, Du weißt es am besten, wie uns Alles mißglückte, was wir beginnen wollten, und als Du Dich trotzdem entschlossest, die Meine werden zu wollen, da entzog Dich mir Dein Vormund und stellte sich abermals trennend zwischen uns."

„Vermochte er es, Joachim?" fragte das junge Mädchen, indem sie den Kopf von seiner Brust hob und liebevoll in seine Augen sah; „gibt es eine Macht, die das könnte, selbst wenn sich die widrigsten Verhältnisse zwischen Dich und mich stemmten?"

„Nein, Natalie, nein es gibt keine, ich weiß wie muthig Du bist und wie Du vor keinem Hindernisse zurückschrickst. — Aber weißt Du, daß Du schön bist — schöner als je?" und seine Blicke streiften jetzt bewundernd das in diesem Augenblick idealschöne Gesicht.

„Bin ich schön, Joachim?" fragte sie träumerisch, „o so danke ich dem Bildner, der mich so schuf!" Der dunkle Kopf Joachims bog sich nieder und er zog ihre Hand an seine Lippen.

„Aber Du bliebst auch nicht unbemerkt von Anderen und ich — ich kann das nicht ertragen — ich kann es nicht, ich möchte Dich allein haben, ganz allein.“

Er erhob sich finster und trat an die Thüre, die auf die Azotea führte, und die er bei seiner Ankunft geschlossen hatte, öffnete sie und sah schweigend über die weite Sierra, die im ersten schwachen Dämmerlicht des erwachenden Morgens, fast gebetesstill vor ihm ausgebreitet lag. Sein Gesicht war übermüdet und die dunklen Augen hingen ernst und traurig an der Nebelkette des fernen Horizontes.

Natalie war hinter ihn getreten und schmiegte sich an seine Schulter. Beide schwiegen, sie wußten, daß die Abschiedsstunde nahte. Joachim mußte in aller Frühe an dem südlichen Thore der Stadt sein, wo ihn seine Leute erwarteten. Die Nachrichten, die er zurück in's kaiserliche Lager bringen sollte, waren trostloser denn je.

„Und wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, Natalie?“

„Wir sehen uns wieder, Joachim!“

„Oder man mich zum Gefangenen macht?“

„So befreie ich Dich, Einziger.“

„Und wenn unser Kaiser fällt?“

„O keine so trüben Bilder, Geliebter, in der Abschiedsstunde! Ich habe Muth, Alles zu ertragen, alles, nur nicht Deinen Tod!“ —

„Und wenn ich doch fallen sollte, Natalie, mein armes Mädchen?“

„Dann, Joachim, dann bitte Gott, daß er auch mich sterben lasse, bald — bald — ich hätte keine Heimath mehr auf Erden ohne Dich.“ —

Noch eine lange, stille Minute hielt er sie an seinem Herzen – und dann sah sie nichts mehr als die Umrisse seiner hohen Gestalt, die von Dach zu Dach klomm und das erste glühende Morgenroth, welches sich jäh über seinen Scheitel ergoß. Sie war in die Kniee gesunken und hob die gefalteten Hände empor zum Himmel — sie betete aus ihrem gequälten Herzen heraus für ihn, für den Kaiser, sie betete um Schutz für ihre tiefe, schwergeprüfte Liebe.

Einige Zeit später saß Natalie neben Frau Alvarez im Corridor. Derselbe bildet im Süden eine Art Veranda, die auf Säulen getragen um die Zimmer herumläuft und durch deren weite Glasflügelthüren sie ihr einziges Licht empfangen. Gewöhnlich ist derselbe durch reiche exotische Topfgewächse in einen Garten verwandelt und wird so, namentlich wenn er überdacht ist, der Lieblingsaufenthalt der Familie. Heute waren die Thüren, die in die inneren Gemächer führten weit geöffnet und gestatteten den Einblick in die von Lüstern erhellten Räume. Im Eßzimmer verrieth eine sorgfältig gedeckte Tafel, daß Gäste erwartet wurden. Auch waren die beiden Damen in Gesellschaftstoiletten, und in der fahlen Beleuchtung des Mondes, der seine

Strahlen über Nataliens Scheitel warf, sah das junge Mädchen wunderbar schön aus.

Frau Alvarez mußte das auch bemerken, denn ihre Augen hingen mit sichtlichem Wohlgefallen an ihr. Ihr lichtbraunes Wellenhaar trug heute keinen anderen Schmuck als eine einzige, weiße Wasserrose, die sich malerisch an die schweren Flechten schmiegte, die tief im Nacken lagen. Ihre feine Taille umschloß ein meergrünes Seidenkleid und hob in seinem knappenmodischen Schnitt die edlen Formen ihrer Gestalt. Sie hatte den Kopf zurück an die Wand gelegt, und der Ausdruck ihres Gesichtes schien fast noch ernster als gewöhnlich.

„Wie gut Ihnen das neue Kleid steht, Natalie," sagte Frau Alvarez, „ich bin ordentlich stolz auf meine Wahl. General Castillo wird heute Abend noch sehnsüchtiger nach Ihnen ausschauen, als das schon für gewöhnlich der Fall ist."

„Sie sind so gütig und verwöhnen mich mit Ihrer Nachsicht, Sennorita," sagte Natalie, die letzte Bemerkung unbeachtet lassend, „aber auch ich finde das Kleid sehr schön."

„Das will sagen, Liebe, Sie, oder vielmehr Ihre Gestalt bringen es erst zur Geltung und ich kann es wahrhaftig Don Roberto Castillo nicht verdenken, wenn er alles aufbietet, um seinen Aufenthalt hier in Mexiko zu verlängern, anstatt, wie es seiner hohen Stellung und seinen politischen Ansichten entspräche, zum Stabe von Juarez zurückzukehren."

„Mich zieht zu Don Roberto eine besondere Sympathie," sagte Natalie weich, „ich liebe es, wenn ein Mann seine Prinzipien mit Kopf und Herz vertritt, selbst wenn sie meinen Anschauungen entgegen gehen. — Wenn ich nicht unseren guten Kaiser so sehr verehrte und so tief bemitleidete, ich glaube, er wäre sogar im Stande gewesen, mich für Juarez und seine Partei zu stimmen, so gut und überzeugend weiß er zu reden."

„Nun, das ist ein guter Schritt vorwärts in Ihrer Gunst, Liebe; Sie, die fanatische Anhängerin der Kaiserlichen Partei, fangen an, für einen der eifrigsten Vertreter und Anführer der Liberalen zu schwärmen. Uebrigens kann ich Sie verstehen, auch mich fesselt der General trotz unserer entgegengesetzten Ansichten und ich zähle ihn zu den liebsten Freunden unseres Hauses. Aber bei mir ist das freilich eine andere Sache," fuhr sie lächelnd fort, „ich glaube, wenn er mir gegenüber als Anbeter aufgetreten wäre, wie das bei Ihnen der Fall ist, so würde ich doch entschieden lieber dem viel jüngeren und hübscheren Conde Alladon den Vorzug gegeben haben. Mir scheint, als hätten dessen Gefühle für Sie beinahe den Höhepunkt erreicht."

„Das wollen wir nicht hoffen, Sennorita," antwortete Natalie mit einem Seufzer, „ich glaube, ich habe ihm genugsam gezeigt, daß ich sie nicht verstehen kann."

„O das bemerkt er nicht einmal, Kind, nichts reizt Liebende mehr, als Kälte und Widerstand, denn die Eitelkeit des Mannes läßt es nicht zu, sich einzu-

gestehen, daß er verschmäht wird. Es ist schade, so ungern ich Sie auch verlieren würde, Liebste, so muß ich doch zugeben, daß der Conde eine brillante Partie für Sie wäre."

Natalie machte eine leichte Bewegung mit der Hand und sagte dann gedankenvoll: „Auch wenn ich nicht so schwerfällig angelegt wäre, wie ich bin, würde mir diese ernste Zeit verbieten, eigene Wünsche zu hegen."

„Aber Beste, die letzten Nachrichten von Queretaro lauten ja günstig, ich hätte sonst gar nicht den Muth gehabt, die kleine Gesellschaft heute Abend einzuladen."

„Ich kann nicht daran glauben," sagte das Mädchen ernst. „Seitdem man weiß, daß sogar die Reisekosten für die Kaiserin aus dem Fond genommen wurden, der für städtische Bauten bestimmt war, graut mir vor Mexikos Zukunft. Wenn sich damals keine dreißigtausend Pesos in der Staatskasse befanden, wie viel wird sie dann jetzt enthalten? Und dann, Senorita, hat der Kaiser noch niemals die rechte Umgebung gehabt, die eine noble Natur, wie die seine, verstände. Um sich in diesem Labyrinth von Intrigue, Verrath und Selbstsucht zurecht zu finden, bedürfte es eines andern Mannes wie Maximilians — eines, der berechnenden Verstand und rücksichtslose Energie besäße, aber weder Herz noch Illusionen."

„Ich muß gestehen, dem General Marquez haben wir auch nie recht getraut," sagte Frau Alvarez, „er ist ehrgeizig und blutdürstig — und hat den Kaiser zu

nichts Gutem verleitet, seitdem indessen Miquel Miramon an seiner Seite ist, sind wir beruhigter."

Natalie machte eine zweifelhafte Bewegung mit den Schultern.

„Nun? Sie werden doch nicht auch ihm mißtrauen, Natalie? Man sollte beinahe glauben, daß Sie den Ansichten des Generals Castillo schon zu viel Gehör geschenkt."

„Ich habe mit dem General nie über Miramon gesprochen," sagte das junge Mädchen abweisend. „Ich kenne seine Ansichten in Bezug auf ihn nicht, aber seine Politik gefällt mir ebenso wenig wie seine Person, obgleich ich überzeugt bin, daß er der Sache des Kaisers aufrichtig ergeben ist."

„Mit ganzer Seele, das weiß Gott. Conchita, seine Frau, behauptete sogar einmal bei mir, daß der Kaiser seinem Herzen näher stände, als sie selbst."

Natalie antwortete nicht, und als sie dann Herrn Alvarez bemerkte, der aus seinem Toilettenzimmer kam, erhob sie sich und ging.

„Nun, Isabell," sagte dieser, indem er sich neben seine Frau setzte, „Du bist ja so nachdenkend? Diese Miene paßt gar nicht zu der frischen Rose, die Dein Haar schmückt."

„Gefällt sie Dir, Lieber? Ich war nachdenkend, weil ich Natalie nicht aus dem Sinne bringen kann, ich verstehe sie nicht, sie ist arm und abhängig und doch so stolz und abweisend, wenn sich ein Freier naht

— ich kam auf die Idee, daß ihr Herz vielleicht nicht mehr frei sein dürfte."

„Dann sind das jedenfalls tempos pasados, Kind — sie würde nicht nach Mexiko gekommen sein, wenn sie in Deutschland den Geliebten hätte — obgleich ihr Gesicht zuweilen aussieht, als könne sie schon eine Geschichte gehabt haben. Stellenweise ist diese zurückweisende Kälte auch nur eine diplomatische Lockung und ich glaube, wenn Conde Alladon Ernst machen würde mit seiner anbetenden Liebe — er bekäme keinen Korb."

„O Ihr Männer, Ihr seid doch dumm, was diesen Punkt betrifft," sagte die junge Frau lachend, indem sie ihrem Gatten mit ihrem Fächer über den glänzenden Bart fuhr, „Ihr täuscht Euch immer, ich würde ganz genau merken, wenn Natalie nur kalt wäre um anzuziehen — nein, sie ist durchaus gleichgültig gegen jede Art von Verehrung — und das ist gewöhnlich nur der Fall, wenn die Festung schon erobert ist. Ich möchte wohl einmal dieses interessante Mädchen sehen, wenn der Schmelz der Liebe ihr Antlitz verschönte — ich glaube, Herz, ich könnte dann beinahe eifersüchtig auf Dich werden — so hinreißend müßte sie sein."

„Du hast einmal ein ganz unbegreifliches Faible für das Mädchen, Isabell, und meinst, mit denselben entzückten Augen betrachteten sie auch die Andern. Sie ist hübsch, ohne Zweifel, auch klug, aber schließlich gibt es noch Viele, die das sind. Und dann," fuhr er nach einer Weile fort, während welcher er mit seiner gut

gepflegten Hand spielend über den glänzenden Scheitel seiner Frau strich — „und dann scheint es mir, als wäre ihr General Castillo durchaus nicht so gleichgültig — aber Du denkst, weil ältere Herren Dir nie gefährlich werden konnten, es wäre das bei anderen Damen der gleiche Fall. Ich habe z. B. neulich in der Oper bemerkt, daß sie sehr eingehend mit dem General flüsterte."

„Aber, Lieber, das hat sie vielleicht gethan, um die Andern nicht zu stören. Sieh, jetzt präsentirt sich ihre ganze Gestalt dort am Eßtisch, betrachte sie, ist sie nicht ideal schön in diesem Anzuge?" und die junge Frau zeigte mit der Hand nach der geöffneten Thüre des gegenüberliegenden Zimmers, in welchem Natalie auf dem Tische die Bouquets ordnete, die der Diener gebracht hatte.

„Das Kleid hebt vortheilhaft ihre schönen Schultern," sagte Herr Alvarez lässig, während er mit Hilfe seines Monokels das in der That schöne Bild betrachtete.

Nataliens größter Reiz bestand in der edeln Form des Kopfes und der Art, in welcher sie denselben zu tragen pflegte — und noch war Herr Alvarez mit seiner Frau nicht einig, ob die Schönheit in der Haltung desselben, oder in der wundervollen Wellenfülle des goldbraunen Haares läge, als der Diener die Hofthüre weit öffnete und den ersten Gästen aus dem Wagen half.

Es war nur eine kleine, ausgesuchte Gesellschaft, die sich im Salon zusammenfand, und da Frau Alva-

rez nicht umhin gekonnt, ihren Freund, den General Castillo, den entschiedenen Gegner der Kaiserpartei, mit einer Cousine und deren Gemahl zusammen einzuladen, die nahe mit der kaiserlichen Familie befreundet waren — so hatte sie gleich anfangs scherzend gebeten — alle politischen Gespräche zu vermeiden, und sich harmlos den Freuden der Tafel, dem leichten Geplauder und der Musik hinzugeben.

Conde Alladon, der seiner Jugend wegen keine Ansprüche an die Seite der Frau des Hauses machen konnte, hatte sich rasch des Arms Nataliens bemächtigt, als man sich anschickte, zu Tische zu gehen, und mit ihr an der entgegengesetzten Seite der Tafel Platz genommen, an welcher der General mit seiner schönen Cousine saß.

Ob der General deshalb schweigend und zerstreut war?

Frau Alvarez dachte es zum mindesten, und fand Bestätigung ihrer Vermuthung in den langen, traurigen Blicken, welche er, trotz seines sich Beherrschenwollens, das konnte man wohl bemerken, auf die andere Seite der Tafel warf.

Der Conde schien es nicht zu beachten, er war gesprächig und liebenswürdig, und überbot sich in Artigkeiten gegen die schöne Deutsche, die derselben Nation angehörte, wie sein Kaiser.

„Wenn die kleinen Gefechte im Lande erst ganz aufgehört haben werden," sagte er, während er einen warmen Blick über Nataliens schöne Gestalt gleiten ließ,

„dann lasse ich mich mit einer Mission an den östreichischen Hof schicken, Sennorita, ich möchte das Land kennen lernen, welches Menschen geboren, wie unseren erlauchten Kaiser und seine liebenswürdigen und reizenden Landsmänninnen, die ich das Glück gehabt habe, kennen zu lernen."

„Unser Winter würde Ihnen einen sonderbaren Eindruck machen," antwortete Natalie, das Gespräch in andere Bahnen lenkend, „eine Schneelandschaft hat wohl nur für uns Nordländer Reize."

„Ich denke mir, die blätterlosen Bäume und die kahlen Felder müßten Todten ähneln," warf Frau Alvarez ein, während sie ihre schönen Schultern schaudernd zusammenzog. —

„Nein, das nicht," bemerkte Natalie lächelnd, „die Natur ist niemals todt, sie wechselt nur ihr Kleid, aber ich gebe zu, daß man mit dem Anblick dieser Schönheit erst vertraut werden muß, um die Stimmung zu fühlen und zu verstehen, die z. B. ein Herbsthimmel auch über absterbende Gefilde breiten kann. Man muß die von der untergehenden Sonne gefärbten Nebelflocken erst lieben lernen, die sich schleierartig über Berg und Thäler legen und von Sekunde zu Sekunde dem Bilde einen andern Charakter verleihen, bevor man ihre Schönheit würdigt."

„Dieser Wechsel der Natur ist es auch, der das Gemüth der Nordländer vertieft," bemerkte General Castillo über den Tisch herüber. „Ich möchte wohl wissen ob, namentlich eine Winterlandschaft mir sym-

pathisch sein könnte" — und seine Augen sahen ernst in das träumende Gesicht Nataliens, das für ihn alle Wunder der nordischen Heimath trug.

„Ich glaube, ja," sagte sie, warm zu ihm hinübersehend, „eine weite weiße Ebene, mit dem bereiften, feinen Geäst der Bäume und darüber ein klarer, kalter, reiner Himmel, das hat etwas Ruhiges, Ueberwundenes — und könnte an die Menschenseele erinnern, die durch kämpfevolle Zeiten am Abend ihres Lebens Friede gefunden."

„Das heißt, die sich resignirend in das Alter ergibt," spöttelte Ramon Alvarez. „Ich für meinen Theil ziehe mir die Jugend vor und den glühenden Himmel des Südens. Unsere schönen Landsmänninnen," setzte er leiser, sich zu seiner Nachbarin neigend, hinzu, indem er sein Glas bis auf die Hefe leerte.

Der General war ernst geworden und sah über die Tafel hinüber auf den sich sanft neigenden Kopf der jungen Deutschen, die hier auf fremdem Boden vielleicht darben mußte. Wie sollte sie unter diesen Menschen mit ihrer Seele zurechtkommen, sie, die das Leben so viel ernster und tiefer nahm? Während dessen hatte der Conde Alladon ein Glas nach dem andern geleert. Er haßte den General, einmal als politischen Gegner und dann, weil das schöne Mädchen an seiner Seite sich offenbar duldsamer dessen verehrender Liebe gegenüber verhielt, als seiner feurigen.

Er nahm sein Glas, welches er mit schäumendem Champagner gefüllt, verneigte sich gegen seine Nach-

barin und sagte leise: „Auf das Wohl des Kaisers von Mexiko, Sennorita!“

Natalie, die sich, unangenehm berührt, umsah, ließ seine Worte, der Bitten von Frau Alvarez eingedenk, unbeachtet.

Das Gesicht des Conde erglühte, er hielt ihr noch immer sein volles Glas entgegen und wiederholte laut und Allen vernehmlich: „Das Wohl des Kaisers von Mexiko, Ihres großen Landsmanns, Sennorita!“

Natalie warf nur einen einzigen Blick über die Tafel und ihre Augen trafen die des Generals, die in dunkler verhaltener Gluth loderten. Er war der Einzige in der Gesellschaft von der Partei Juarez — sie fühlte sofort die Taktlosigkeit des Condes und indem sie ihr Glas unberührt stehen ließ, sagte sie mit erregter Stimme: „Nicht heute und nicht hier, Sennor, es war der ausdrückliche Wunsch von Frau Alvarez, dieses Thema unberührt zu lassen.“

„Sennorita,“ wiederholte er abermals, indem er sich jetzt erhob und sein Glas noch höher hielt. „Ich fordere Sie auf, mit mir auf das Wohl des Kaisers von Mexiko zu trinken, ich will nicht hoffen, daß Sie sich weigern, mit mir anzustoßen. —“

Natalie erbleichte und ihre Hand, die das Glas fest umklammert hielt, zitterte krampfhaft, aber noch ehe sie es in die Höhe heben konnte, legte sich die Hand des Generals so fest auf den Arm des Conde, daß der Wein aus seinem Glase über den Tisch floß, und er sagte nun seinerseits mit laut bewegter Stimme:

„Die Sennorita kann nicht mehr anstoßen auf das Wohl des Kaisers von Mexiko, die Republik Mexiko hat keinen Kaiser mehr, denn der Eindringling Maximiliano de Habsburgo ist ein Gefangener."

Alles verstummte. Die Worte drangen disharmonisch in den kleinen Kreis, so daß keines der Anwesenden eines Wortes mächtig war. Diese Nachricht konnte eigentlich nicht unerwartet kommen, die Sache Maximilians hatte seit Wochen, trotz der kleinen Siege, schlechter wie schlecht gestanden, aber dennoch, die wirkliche Thatsache, die Stimme, mit welcher der General sie donnerte, und die Ausdrücke, die er sich erlaubte und sich jetzt erlauben durfte, waren so frappirend und zugleich so traurig für alle, die hier versammelt waren, daß der Eindruck kein anderer sein konnte.

Natalie war, nachdem sie sich im Schrecken erhoben hatte, wieder wie gelähmt auf den nächsten Stuhl zurückgesunken, ihre Zähne schlugen fiebernd aufeinander und ihr Gesicht war so bleich, wie das einer Todten.

Die Uebrigen hatten sich, dem General folgend, in den nächsten Saal begeben, wo er nach mexikanischer Art heftig gestikulirend sich bei Frau Alvarez über die Taktlosigkeit entschuldigte, welche Conde Alladon veranlaßt hatte. Die Nachricht war eine Stunde vorher an General Marquez in Tacubaya angelangt — gerade, als der General im Begriff gewesen, den Wagen zu besteigen — der ihn zu Frau Alvarez bringen sollte. Sie kam nicht überraschend, man hatte sie im General-

stab dort schon einige Tage vorher, als thatsächlich angenommen.

Natalie preßte ihre Hände an die Stirn und über ihre Lippen schwebte der Name „Joachim“. Es waren nur wenige Minuten, in denen sie nach Ruhe und Fassung rang — dann erhob sie sich — strich ihre Locken aus der Stirn, ordnete die Spitzen an ihrem Kleide und folgte den Uebrigen. Sie mußte den General sprechen, unter jeder Bedingung, sie mußte wissen, wann man den Kaiser gefangen genommen und was mit seinen Offizieren geschehen, die in seiner nächsten Nähe waren. —

Jetzt galt es groß und stark sein, keine Wimper sollte zucken wenn es noth that, nach dem Hauptmann Joachim v. Treskowitz zu fragen — — dem Verlobten ihrer Freundin. „Muth, Joachim, Muth,“ flüsterte sie sich zu, „Muth, es ist eine Probe meiner Liebe, die stärker sein soll als die Verhältnisse.“

Und als sie dann über die Schwelle des hellerleuchteten Saales schritt, in welchem Frau Alvarez mit seinem Takt schon eine andere Unterhaltung in Gang gebracht, da glaubte Alladon, daß er ihre Augen nie so schön gesehen. Er wußte es ja nicht, daß es zerdrückte Thränen waren, in denen sie glänzten.

Natalie wäre am liebsten direkt zu dem General gegangen und hätte die Fragen an ihn gerichtet, die in ihrem Herzen brannten, aber das wäre zu auffällig gewesen, auch durfte sie die Stellung, die sie im Hause Alvarez einnahm, keinen Augenblick vergessen. Sie setzte

sich still an das Ende des Tisches, neben eine junge Dame, welche die Cousine von Frau Alvarez begleitet hatte, und nahm ihre Arbeit, die sie wenigstens des Sprechens für den Augenblick überhob. Ihre Gedanken wirbelten schmerzlich durcheinander. Die ganze politische Lage Mexikos hatte sich durch das unzweideutige Betragen der Franzosen so sonderbar gestaltet, daß ein großer Theil der Kaiserlichen nur die Person Maximilians noch hielt, denn die Sympathie aller besser Denkenden mußte sich in Folge dessen zu den Liberalen neigen. Auch Joachim und Natalie hatten sich das nicht verhehlen können.

Vor einigen Tagen erst war die Kunde gekommen, daß Oberst Peralta mit seinem Cavallerie-Regiment zu Juarez übergetreten sei — und schon hatte man wieder von allen möglichen Verräthereien gemunkelt, die am Kaiser und seinem Heere verübt werden sollten.

Je mehr nun auch Natalie sich überzeugte, daß die Franzosen das Land und auch den Kaiser getäuscht und man eine gewisse Berechtigung der Handlungsweise von Juarez nicht absprechen könne, je tiefer neigte sich ihre ganze Seele dem Unglücklichen entgegen, dessen kurze Glorie doch nun so tragisch enden sollte.

Und Joachim? Was würde mit ihm geschehen? War er in der nächsten Nähe des Kaisers, wie er den neuesten Nachrichten nach gewesen, oder unter den vielen Offizieren, die bei dem letzten Gefecht in die Hände Carbajals gerathen waren?

Ihr Herz zitterte für ihn.

Endlich erhob sich die junge Dame, die neben ihr saß und ging zum Flügel. Natalie sprang in die Höhe, öffnete ihr denselben, legte die Noten zurecht und überließ es dem Conde, sie zu begleiten.

Sie trat hinaus auf den Balkon, aber sie bemerkte nicht den gestirnten Himmel, der sich so ruhig und schön über der Häusermasse wölbte, sie fühlte nicht die weiche, erquickende Luft an ihren brennenden Schläfen, sie dachte nur daran, wie sie es ermöglichen könne, den General zu sprechen, dessen trostbringende Worte vielleicht das Feuer der Angst zu kühlen vermöchten, welches durch ihre Adern jagte.

Das erste Lied war vollendet, sie hatte es nicht beachtet. Man begann ein zweites.

Der General war leise an ihre Seite getreten.

„Es war nicht meine Schuld, Sennorita," sagte er, „daß die Nachricht von des Kaisers Gefangennahme Sie noch heute Abend erschrecken mußte, ich habe mich nur durch das unpassende Benehmen des Conde hinreißen lassen, und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich mit Ihnen die Person des Erzherzogs Maximilian bemitleide."

Natalie athmete erleichtert auf. Nie hatte ihr seine Stimme so angenehm gelautet, nie sein Gesicht einen so edlen Ausdruck gezeigt. Sie empfand seine Freundschaft als eine Gnade, und von der Aufregung ihrer Gefühle getrieben, erfaßte sie dankbar seine Hand und sagte mit gepreßter Stimme:

„Sennor, ich danke Ihnen für jedes Wort, wel-

ches Sie zu Gunsten Maximilians reden und wenn Sie mir einen Freundschaftsdienst erweisen wollen, so bitte, sagen Sie mir Alles, was Sie von ihm wissen. Der erste Schreck ist nun überwunden und ich gehöre nicht zu den Schwachen, die sich fürchten, die Wahrheit zu hören, weil sie das Herz zerreißen könnte."

Der General sah einen Augenblick in ihr von dem Dämmerlicht der Nacht matt beleuchtetes Gesicht, es kam ihm durchgeistigt und ideal schön vor. Noch nie hatte er, der gereifte Mann, ein so tiefes und reines Empfinden für eine Frau gehabt, selbst nicht in seinen heißesten Jugendtagen. Er war sich bewußt, ihr jedes Opfer bringen zu können.

„Wenn ich wahr sein soll, Sennorita," sagte er daher gedämpft, „so kann ich Ihnen keine weitere Auskunft geben über das, was ich vorhin gesagt, Maximilian ist gefangen, er sitzt in einer Zelle im Kloster Teresita in Queretaro."

„Allmächtiger Gott — also doch im Gefängniß," schwebte es über des Mädchens Lippen.

„Vielleicht, wie wir Alle hoffen," fuhr der General fort, „verhilft man ihm zur Flucht, denn ich bin überzeugt, daß diese selbst dem Präsidenten der liebste Ausweg wäre. Flieht er nicht" — —

„Dann?"

„Dann wird man ihn erschießen müssen, Sennorita, der Präsident und seine Anhänger sehen in ihm nichts anderes, und dürfen es von ihrem Standpunkt aus nicht, als einen Rebellen! Hat nicht jenes unselige

Blutedikt vom 3. Oktober, dem die edelsten Offiziere unserer Partei zum Opfer fielen — geradezu Verpflichtungen der Sühne auferlegt?"

Nataliens Hände klammerten sich krampfhaft an das Geländer des Balkons.

„Und was wird mit den deutschen Offizieren geschehen, Sennor," fragte sie nach ein paar Augenblicken, während welcher sie mit allen ihren Kräften nach Fassung rang, „wird man sie auch zu Gefangenen machen — und — ?"

Der General zuckte die Achseln, er hatte offenbar Mitleiden mit dem jungen Mädchen, obgleich er keine Ahnung davon hatte, wie sehr ihr Herz betheiligt war.

„Wird man sie erschießen?"

Der General sah mit angsterfüllten Mienen in ihr plötzlich kreideweiß gewordenes Gesicht.

„Sind Sie krank, Sennorita," fragte er erschrocken, indem er versuchte, ihre in der That schwankende Gestalt mit seinen Armen zu stützen. —

Natalie wich ihm aus und legte ihren Kopf gegen den Pfosten der Thüre.

Aus dem Saale drangen die letzten Töne eines englischen Liedes, welches die junge Dame soeben beendete.

„I am alone."

„Mir fehlt nichts, Sennor, ich danke," sagte sie nun mit dem Aufwand ihrer ganzen Kraft — — „ich denke nur an meine arme Freundin in Wien — — deren Verlobter in der Armee des Kaisers ist — und

den sie bei meiner Abreise warm meiner Freundschaft empfohlen hat — — — Ob er gefangen ist?"

Die letzten Worte schwebten kaum hörbar über ihre Lippen und da es inzwischen im Saale still geworden war — fürchtete sie fast, der General könne die wilden Schläge ihres Herzens hören, die ungestüm gegen ihr Kleid hämmerten.

Castillo war es, als sei plötzlich eine große Last von seiner Brust genommen, er hätte es nicht ertragen können, das zu hören, was er beinahe befürchtete. In diesen Augenblicken war die Gewißheit wie ein Evangelium über ihn gekommen, daß er dieses Mädchen liebe — und wie erlöst fragte er sie — „wie heißt der Offizier, den man Ihrer Freundschaft empfohlen hat, Sennorita?"

„Joachim v. Treskowitz."

Natalie hatte ihre Hände fest auf ihre Brust gefaltet, während der Name leise, aber sicher, über ihre Lippen geschwebt.

„Joachim v. Treskowitz? der Name ist mir unbekannt, aber wenn Sie morgen Abend um 6 Uhr in der Alameda sein wollen, Sennorita, so werde ich Ihnen Auskunft geben."

Im Saale rief Frau Alvarez ihren Namen. — —

Was fragt die gequälte Menschenseele in solchen Augenblicken nach der Sitte und dem Gerede der Welt?

„Morgen Abend um sechs Uhr, Sennor," hauchte sie, als sie an ihm vorüber zurück in das Zimmer ging.

Der General blieb einige Augenblicke stehen und schaute der Gestalt des Mädchens nach, wie sie vom Glanz des Lüsters übergossen über den Teppich schwebte, dann wandte er den Kopf und sah über die Häuser hinweg, auf die beschatteten Wipfel der Bäume in der Alameda, die ihre Kronen flüsternd im Abendwind neigten.

Als er nach einer langen Weile zurück in den Saal trat, lag ein fast jugendlicher Glanz über seinen sonst so ernsten Zügen. —

Natalie hatte eine schlaflose Nacht verbracht. Mit hastigen Schritten war sie bald in ihrem Zimmer hin- und hergegangen, bald hinausgetreten auf die Azotea, hatte ihre Blicke in die nebeldunstige Richtung der Sierra versenkt, und sich das Bild des gefangenen Kaisers ausgemalt, wie der arme Dulder vom geträumten Piedestal seines Ruhmes herabgesunken, in der Gefängnißzelle, die heißen Augen über die kahlen Wände schweifen lassend, wohl vergebens um Kraft und Ruhe rang. Und dann dachte sie an die sagenhafte Schönheit Miramare's — sie dachte ihn sich an der Seite seines geliebten Weibes, wie sie in stillen Mondscheinnächten den Duft der Blüthen getrunken, dem Rauschen der Meereswellen gelauscht, die sanft und harmonisch gegen die Mauern des Schlosses brandeten. Alles vorbei — vorbei! Der Geist seines Weibes umnachtet — keine Stimme mehr, die ihm Muth flüsterte — selbst nicht von den Flügeln der Sehnsucht über das Meer getragen! kein Gedenken, kein Erinnern!

„Nur das nicht — nur das nicht —“ stöhnte sie aus angstgequältem Herzen heraus — „nur nicht unseres Herzens Lieben — überleben.“

Wie licht und glücklich war selbst Joachims und ihr Loos neben dem seinen! Sie fühlte, wie ihre Liebe wuchs, wie der Schmerz ihr Flügel lieh — und wie sie den Muth hatte — ihm, wenn es sein mußte, Alles zu opfern.

Mit fieberhafter Hast gab sie am andern Tage ihre Stunden. Sie konnte den Nachmittag nicht erwarten und zitterte doch vor Angst, sie möchte sich verrathen. Sie durfte Teresita nicht mit in die Alameda nehmen und doch auch nicht sagen, daß sie allein zu gehen wünsche. Was beginnen und wie sich frei machen? Sollte sie zu einer verächtlichen Lüge ihre Zuflucht nehmen? Hatte sie nicht gestern schon bei dem General damit begonnen, indem sie Joachim v. Treskowitz den Verlobten ihrer Freundin nannte?

O das ist der Fluch unseliger Lebensgeschicke, daß der Träger derselben, der sich durch enge Pfade ängstigen muß, gezwungen wird, hier und da etwas zu lassen, das ihm die Flügel lähmt und droht, das stolze Selbstbewußtsein zu schwächen, das doch der Gequälten einziger Halt bleiben muß. Aber Natalie konnte nicht anders. Hätte sie Frau Alvarez zur Erzieherin für ihre Tochter genommen, wenn sie ihr bekannt, daß ihr Verlobter im Heere des Kaisers diene und sie ihm nachreise, um so bald es thunlich sei, sich mit ihm zu vereinen?

Sie hatte sich kein Gewissen daraus gemacht, das Geheimniß ihres Herzens zu bewahren, es vertrug sich das mit den Pflichten, die sie dort übernehmen wollte — und denen sie in strenger Gewissenhaftigkeit nachkommen würde. Das war sie von sich selbst überzeugt. Heute stand sie rathlos und kämpfte mit dem Verhängniß. Der Zufall war ihr indessen günstig, Frau Alvarez beglückte Teresita mit dem Versprechen, sie auf einer Ausfahrt begleiten zu dürfen. Sie sah den Wagen fortfahren, während sie sich zur Promenade rüstete. Nach mexikanischer Sitte konnte sie nicht ohne Begleitung gehen und befahl ihrem Mädchen, sich für einen Ausgang bereit zu halten.

Merkwürdigerweise hatte sie bei allen Sorgen um den Kaiser und um Joachim noch mit keinem Gedanken an den General Castillo gedacht — sie war sich nur bewußt, daß sie heute erfahren sollte, wo Joachim sei und da hatte ihre Seele keinen Raum gehabt für Anderes. Jetzt, da sie auf dem Wege zur Alameda war, nur von einer Magd begleitet, wurde sie sich mit einem Male bewußt, wie sehr sie sich dem General gegenüber vergeben, indem sie ihm — sie mochte die Thatsache wenden wie sie wollte — ein Rendez-vous zugesagt. Einen Augenblick stockte ihr Fuß — was mochte der General von ihr denken? Ihr Stolz bäumte sich, aber die Verhältnisse waren hier stärker als sie selbst, und indem sie langsamer weiter schritt vergegenwärtigte sie sich des Generals anständiges Betragen, seine noble Denkungsweise und hoffte ihm schon so viel

Achtung durch ihr Selbst einzuflößen, daß er keinen Augenblick denken könne — sie — Natalie Rubitzki — habe sich nur um einen Gedanken vergeben.

Schon in dem ersten Laubgang der Alameda sah sie des Generals goldene Tressen durch die Gebüsche schimmern — sie hob unwillkürlich ihren Kopf etwas höher und schritt ihm mit sicherem Schritt entgegen. Gottlob, Don Roberto grüßte sie tiefer und ehrerbietiger wie je und in dem freudigen Glanz, der über seine Züge strahlte, als er sie sah — lag keine Spur von vertraulichem Einverständniß, was sie, selbst in diesem Augenblick, nicht ertragen haben würde.

„Haben Sie keine Begleitung, Sennorita?“ fragte er, nachdem die umständliche mexikanische Begrüßung vorüber war.

„Doch,“ sagte Natalie, mit der Hand auf ihre Dienerin weisend, die einige Schritte hinter ihr stehen geblieben war.

„So müssen Sie es mir schon erlauben, Sie zu begleiten, Sennorita, denn ein Mädchen bietet Ihnen an einem Tage, wie dem heutigen, keinen Schutz. Die Nachrichten von Queretaro, die heute unter das Volk gedrungen sind, haben ganze Banden zusammengerottet — und es dürfte nicht unmöglich sein, daß gerade deutsche Damen Beleidigungen ausgesetzt wären. Queretaro hat sich den Liberalen übergeben — so heißt es wenigstens.“

„Also die Nachrichten, die Sie uns gestern mittheilten, haben sich heute bestätigt, Sennor,“ fragte Natalie, indem sie ruhig neben dem General weiter

schritt, ohne auf das Anerbieten seiner Begleitung etwas zu erwidern.

„Ja, sie haben sich bestätigt, aber leider, ohne näher eingehende Berichte. Ich komme soeben von Chapultepec aus dem Hauptquartier von Porfirio Diaz. Man fängt an zu parlamentiren und wir hoffen, daß der Erzherzog auf die Bedingungen eingehen wird, die man ihm stellt."

„Und General Marquez? Haben Sie nichts von ihm gehört, wird er Mexiko übergeben? Man sagt, glaube ich," flüsterte Natalie mit leiser Stimme, „er habe dem Kaiser nicht genützt."

„Ich weiß nichts. Vorläufig sind wenigstens allen Offizieren die Zungen gebunden in dieser Beziehung, aber vielleicht ist ihm der Verdacht selbst zu Ohren gekommen, oder sein schlechtes Gewissen — — — mahnt ihn zur Vorsicht, denn er hat den Befehl ertheilt, daß jeder Offizier oder Soldat, welcher mit dem Feinde in Verbindung tritt, erschossen werde. Porfirio Diaz ist indessen in der Nähe, die Stadt wäre, wenn derselbe nicht Rücksicht auf die Bevölkerung nähme — schon längst genommen."

Natalie war unwillkürlich einen Augenblick stehen geblieben, und sah in des Generals Gesicht, auf ihren Lippen schwebte die Frage nach Joachim, aber sie hatte nicht den Muth, sie auszusprechen.

Ob der General etwas in ihren Zügen gelesen? Jedenfalls war es auffallend, daß er jetzt gerade diesen Gegenstand berührte und sagte: „Von Ihrem

Schützling, dem Hauptmann Joachim von Treskowitz, habe ich nichts Näheres erfahren können, Sennorita, aber jedenfalls sind alle Offiziere, die sich im Gefolge des Kaisers befanden, gefangen."

Das junge Mädchen zuckte zusammen, dem General entging es nicht, er nahm ihren Arm und legte ihn in den seinen.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick hier ausruhen, Sennorita?" fragte er, indem er vor einer Bank stehen blieb, welche unter blühenden Gebüschen stand, und sie vor den immer noch sengenden Strahlen der Sonne schützen konnte.

Ohne zu antworten ließ sich Natalie auf die Bank nieder.

General Castillo nahm nicht an ihrer Seite Platz, er blieb einige Schritte von ihr entfernt stehen, um ihr vollständige Ruhe zu lassen, die sie so sehr zu bedürfen schien, denn trotz des Schleiers ihrer Mantille bemerkte er, daß ihr Gesicht bleich war.

Als sie sich nach einer geraumen Zeit erhob, während welcher sie nach Fassung gerungen und, die Verhältnisse in ihrem Innern zurecht legend, wieder ruhig neben dem General her schritt, fragte sie mit fester Stimme: „Es wird also wohl vorläufig unmöglich sein, etwas über den Verlobten meiner Freundin zu erfahren, Sennor, und doch möchte ich ihr so gerne mit dem französischen Steamer etwas Gewisses mittheilen können."

„Das hat keinen Zweck, Sennorita. Wie die Ver-

hältnisse augenblicklich liegen kann sich die Sachlage täglich ändern und jedenfalls würden die Dinge ganz anders aussehen zur Zeit, wenn sie den Brief liest als jetzt, da Sie ihn schreiben."

„Sie haben recht," sagte sie seufzend, „es bleibt mir also gar nichts übrig als ruhig abzuwarten, wie sich die Ereignisse gestalten werden. Sagten Sie mir nicht gestern, der Kaiser sei in das Kloster von San Teresita gebracht?"

„So ist es. Indessen war heute in Tacubaya die Rede davon, daß General Escobedo die Absicht habe, ihm eine Privatwohnung einzuräumen und ihn standesgemäß behandeln zu lassen. Ich bezweifle, daß es dazu kommen wird — denn Juarez will ihm keinen anderen Vortheil zugestehen, als den übrigen Generälen — er ist hier in Mexiko nicht Kaiser, sondern Revolutionär."

Natalie schwieg. Sie waren an dem Punkte angekommen, wo ihre Ansichten auseinander gingen und es lag nicht in ihrem Plane und in ihrer Absicht, den General zu reizen.

„In einigen Tagen," fuhr Castillo ruhiger fort, „hoffe ich Ihnen genaue Auskunft über Joachim von Treskowitz zu geben, ich habe selbst einen Privatboten nach Queretaro geschickt, den ich in spätestens vier Tagen zurück erwarte."

Natalie war gerührt von so vieler Güte und streckte ihm dankbar ihre Hand entgegen.

Als sie an der Plazuela von San Franzisko an-

gekommen waren, dankte sie dem General auch für seine Begleitung und bestieg mit ihrem Mädchen einen Fiaker.

Ueber dem Cerro de la Campana in der Nähe von Queretaro lag regungslose Nacht.

Die Kugeln hatten den ganzen Tag über im feindlichen Lager gesaust und sogar bis in die Dunkelheit hinein wollte das feurige Knallen kein Ende nehmen. Erst um zehn Uhr war Waffenstillstand eingetreten. Der Kaiser, der sich in den letzten Tagen, trotz aller Bitten seiner Umgebung, mit wahrer Todesverachtung dem Kugelregen ausgesetzt, ritt jetzt todtmüde und abgespannt neben General Mendez über die Plaza de la Cruz. Sie hatten kein Wort gewechselt.

„Heute, eine glückliche Kugel, Mendez," unterbrach der Kaiser endlich das peinliche Schweigen, „ich habe mir das aus tiefster Seele gewünscht" — und dann fuhr er mit der Hand durch sein Haar und seine Augen sahen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck gen Osten. Der General, der den ganzen Tag über dem Kugelregen furchtlos ins Gesicht geschaut, verröchelnde Soldaten zu seinen Füßen gesehen und nicht geschauert, wandte sich jetzt ab — es lag ein grenzenloser Schmerz im Gesichte Maximilians, ein Schmerz, der ihm bis ins tiefste Herz drang.

Welche Bilder mochten in des Kaisers Seele aufgestiegen sein, als er über die zerbröckelten Mauern

und Häuser hinweg — mit so trostlosem Jammer in die Ferne sah? Die schöne Ebene von Queretaro war wohl vor seinem inneren Auge verschwunden und es waren andere Bilder und andere Menschen, die sein Denken umfangen hielten.

„Bleiben Eure Majestät bei dem Entschlusse stehen," fragte nach einigen Augenblicken der General so ruhig wie möglich, wohl um den Kaiser aus dumpfem Brüten zu erlösen — „bei dem Entschlusse, die feindlichen Linien mit dem Reste unserer Armee zu durchbrechen?"

„Und versprechen Sie sich Erfolg davon, General?" gab der Kaiser die Frage zurück, und sah prüfend in des Generals Gesicht.

„Erfolg? Ich denke ja. Eure Majestät würden wenigstens sicher die Sierra Gorda erreichen, wenn ich auch schon überzeugt wäre, daß uns die Hälfte der Infanterie unterwegs verlassen würde."

„Das ist es gerade, was mir Bedenken einflößt, ich möchte meine Leute nicht nutzlos opfern."

„Den Soldaten würde nichts geschehen, Majestät, man würde sie einfach den liberalen Truppen einreihen, wie es dort Gewohnheit ist."

„Und die Offiziere? Meine Generäle?"

Mendez zuckte die Achseln.

„Die würde man natürlich erschießen," sagte Maximilian.

„Wahrscheinlich. Aber selbst das dürfte bei einer Lage, wie die unsere, nicht in's Gewicht fallen. Im Kriege handelt es sich nicht um einzelne Menschenleben."

„Ich muß gestehen," sagte der Kaiser nach einer Weile, immer noch gedankenvoll, „es ist gegen meine Ehre, die Armee im Augenblicke der Gefahr im Stich zu lassen, denn ein Aufenthalt in der Sierra Gorda gliche beinahe einer Flucht."

Ueber das Gesicht des Generals ging ein verbissener Zorn, er wußte, daß Miramon unbegreiflicher Weise den Kaiser am meisten beherrsche und daß Er es wieder gewesen, der dessen Ansichten von militärischer Ehre mißbraucht, um, statt ihm zu einem vernünftigen Durchschlagen in diesen sicheren Distrikt zu rathen, ihm andere vage Vorschläge zu machen. Er sah ein paar Augenblicke in das vom Monde fahl beleuchtete Gesicht Maximilians und sagte dann, von seiner innigsten Ueberzeugung getrieben:

„Das Durchdringen bis zur Sierra Gorda wäre einfach eine Kriegslist, keine Flucht, Majestät. Dieser Distrikt ist unbesiegbar, General Mejia ist dort Herrscher und das wilde Gebirge ist von Pässen durchschnitten, die es jeder feindlichen Armee unmöglich machen, den Eingang zu erzwingen. Eure Majestät könnten sich hier Monate halten, die Ereignisse abwarten und wenn nöthig — die Küste erreichen."

„Marquez wird uns, trotz Allem, nicht im Stich lassen, General, und Miramon hat Recht, auf diese Weise können wir die Stadt noch lange halten — und ich brauche nicht mein armes, treues Queretaro den Feinden preiszugeben."

„Dafür würde General Mejia in allen Fällen sor-

gen, Majestät, die Kirchenglocken sind schon eingeschmolzen und er würde aus der Stadt selbst 3000 Indianer bewaffnen, um dieselbe zu besetzen. Was Marquez betrifft, so lassen seine letzten unbegreiflichen Handlungen in Mexiko gerechten Zweifel zu, ob er nach Queretaro kommen wird, und bestätigt sich gar das Gerücht, daß Porfirio Diaz die Hauptstadt umstellt hat, so wäre das so wie so unmöglich. Hauptmann v. Treskowitz, der jeden Augenblick eintreffen kann, wird uns darüber wenigstens Gewißheit verschaffen."

Sie waren inzwischen dicht vor la Cruz, wo der Kaiser sein Hauptquartier hatte, angekommen. Maximilian stieg vom Pferde und ließ sich gedankenschwer auf der Bank nieder, die im Hofe unter einer verknöcherten Pinie stand. Mendez lehnte an eine Mauer, ihm gegenüber, und wartete immer noch auf endgültigen Entschluß. Der Kaiser sah schweigend in die mondhelle Nacht.

„Es war das ein heißer Tag, General," sagte er, „mir thut die Nachtkühle gut, sie erfrischt Kopf und Herz."

„Dann werden auch Eure Majestät ruhiger über unsere Pläne denken."

„Ich habe nur den einen Wunsch, mit meinen Getreuen auszuhalten bis zum Ende, ich möchte aber nicht auf Kosten eigener Freiheit die opfern, die mir ergeben waren, General."

Mendez, der von raschem Entschlusse war und den das Zaudern des Kaisers schon mehr als einmal ungeduldig gemacht, drehte aufgeregt an seinem schwarzen

Schnurrbart und sah sich im Hofe um, ob nicht einer der Generäle in der Nähe sei, der seine Pläne unterstütze.

Der Kaiser mochte Aehnliches gedacht haben, denn seine Augen nahmen dieselbe Richtung und er befahl dann einem Adjutanten, der gerade über den Hof ging — ihm noch trotz dieser späten Stunde General Mejia zu schicken. Er wußte, daß derselbe ebensowenig wie er selbst, an Schlaf dachte, bevor dieser Plan in's Reine gebracht. Dann erhob er sich und ging von Mendez begleitet bis zu seiner Wohnung, die am äußersten Ende des Hofes lag. Als der Kaiser den General, vor der Thüre angekommen, entlassen hatte, wandte er sich noch einmal nach ihm um und sagte:

„Sollte Hauptmann v. Treskowitz in dieser Nacht von Mejiko zurückkommen, so befehlen Wir ihn morgen zur Audienz, Mendez, ich möchte den jungen Mann selbst sprechen. Gute Nacht, schlafen Sie wohl."

Noch ehe Mendez auf diesen herablassenden Gruß eine Erwiderung fand, war der Kaiser, dessen dienstthuender Adjutant ihn an der Thüre erwartete, verschwunden.

Am anderen Tage war Waffenstillstand. Maximilian, der sich in Folge der schlechten Kost — man mußte sich größtentheils mit Fleisch von abgezehrten Pferden begnügen — viel unwohl fühlte, war bis spät am Nachmittage im Bett geblieben und hatte außer den Generalen Mejia und Miramon Niemanden empfangen.

Er hatte sich jetzt an die offene Thüre seines Zimmers, welche auf einen Vorsprung des Daches führte,

gesetzt und ließ die frische Luft, die ein leichter Ost von der Sierra Gorda über die malerische Ebene von Queretaro trug, um seine fiebernden Schläfen wehen.

Noch nie, seitdem er die Dornenkrone von Mexiko trug, war es ihm so zur Gewißheit geworden, wie wenig Glück er selbst dem Lande gegeben, und wie fürchterlich die Verantwortung Frankreichs sei, welches ihn mit falschen Vorspiegelungen verlockt — und ihn dann, als es sich nicht nur um Leben und Tod des Kaiserreiches, sondern auch um seine persönliche Ehre handelte, so elend verlassen hatte. Da saß er nun zwischen diesem fremden Gemäuer, weit ab von Allem, was durch Bande des Blutes und Wahl des Herzens sein eigen war, gestützt von einem Stabe, der sich untereinander haßte, von Feinden umzingelt — grenzenlos allein.

Seit dem gestrigen blutigen Gemetzel, in welchem die feindlichen Truppen bis beinahe zum Cerro de la Campana vorgedrungen, war die Befürchtung einer Niederlage fast zur Gewißheit geworden. Er fuhr mit der Hand durch seinen schönen, langen Bart, und seine Züge nahmen von Minute zu Minute eine ernstere und sorgenschwerere Gestaltung an.

Was ihm noch zu thun übrig blieb auf dieser Erde, das sollte nicht verschoben werden.

Er dachte an die ihn vielleicht vernichtende Kritik der Geschichte, und es kamen ihm dabei wieder die Papiere in den Sinn, die er, um sie sicher verwahrt zu wissen, der Kaiserin mit nach Miramare gegeben. Was war

aus ihnen geworden und wer von seiner Umgebung würde Charakter, Verständniß und Gestaltungsfähigkeit besitzen, diese verhängnißvolle Zeit, mit ihren unglaublich verwickelten Widerwärtigkeiten, gebührend zu schildern?

Er hatte ja sein neues Vaterland so heiß und ehrlich geliebt, schon um deßwillen allein, weil er ihm Alles, was ihm bisher theuer gewesen, zum Opfer gebracht, aber doch war ihm in letzter Zeit, namentlich durch die Nachrichten, die er über Marquez und sein ungebührliches, beinahe an Verrath grenzendes Handeln erfahren mußte, das Bewußtsein gekommen, daß er ein Fremdling sei und nicht mit gleichen Waffen kämpfen könne. Er war aufgestanden, hatte sich an seinen Schreibtisch begeben und fing an, in seiner Mappe in den Papieren zu ordnen, die er theilweise unterschrieb und mit kaiserlichem Siegel versah, theilweise zurücklegte. Man meldete ihm Hauptmann v. Treskowitz.

Der Kaiser neigte, ohne aufzusehen, sein Haupt und der junge Deutsche trat ein. Er trug die rothe Gallauniform des Regimentes der Kaiserin und wartete in geneigter Stellung, bis es seinem Monarchen gefallen würde, die Feder niederzulegen und ihn zu bemerken. Ueber das schöne, junge Gesicht von Joachim v. Treskowitz ging ein Zug herben Leides, als er auf die von Sorgen und schlaflosen Nächten gekennzeichnete Gestalt seines Kaisers blickte. Ach und wie bitter waren auch die Nachrichten, die er selbst mit aus der Hauptstadt brachte.

Der Kaiser legte die Feder nach einer Weile nieder, gab dem einfachen Amerikaner, in dem er saß, eine Wendung und sah mit offenbarem Interesse in das ernste Gesicht des Offiziers.

„Nun, Treskowitz," sagte er dann in seiner sanften, leutseligen Art, „treten Sie näher und erzählen Sie, was Sie Uns für einen Trost aus der Hauptstadt mitgebracht."

„Majestät, ich — —"

„Nur immer zu," ermunterte der Kaiser, der jetzt in deutscher Sprache zu sprechen begann, „ich weiß leider schon zuviel von den unverantwortlichen Handlungen des General Marquez, um mich in dieser Beziehung noch mit Illusionen zu tragen, aber Alles will ich dennoch nicht glauben. Erzählen Sie mir, was Sie wissen und ob sich das Gerücht bestätigt, daß Porfirio Diaz bis zur Stadt vorgedrungen?

„Leider, ja Majestät. Ich habe selbst Abends sein Lager durchstreift, weil ich nicht glauben wollte, was man sich erzählte."

„Sie haben das als kaiserlicher Offizier gewagt?"

„Nicht als kaiserlicher Offizier, Majestät. Ich hatte meine Leute vorausgeschickt und durchstreifte das Terrain auf einem Maulthiere als Geflügelverkäufer, mein Diener, als altes Weib verkleidet, begleitete mich."

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über das Gesicht des Kaisers.

„Und Sie glauben, daß Diaz die Stadt nehmen wird?"

„Die Erbitterung in der Hauptstadt ist groß, Majestät, die Contributionen, die Marquez auferlegt, sind nahezu Erpressungen und die Lebensmittel haben eine Höhe der Preise erreicht, die es den Armen kaum noch ermöglichen, sich vor dem Hungertode zu retten."

Der Kaiser war aufgestanden und durchmaß in tiefster Erregung das große Gemach. Der junge Offizier verfolgte ihn mit den Augen, wie gerne hätte er ihm ein Trosteswort gesagt — ihm erzählt, wie geliebt und verehrt er von Tausenden in Mexiko sei und wie Einzelne für ihn bereitwillig ihr Leben lassen würden — aber die Etikette verbot ihm jedes unbefugte Wort.

Die Stille hatte etwas Unheimliches, das einzige Geräusch verursachten des Kaisers hastige Tritte, von denen jeder einzelne Joachims Herz traf.

Maximilian fuhr mit der Hand immer hastiger durch seinen Bart, endlich blieb er vor Treskowitz stehen und fragte beinahe tonlos: „So hat Marquez nicht einmal den Versuch gemacht, wie es scheint, mit seinem Regimente nach Queretaro zu kommen — und ich hatte doch so fest darauf gezählt."

„Wenn Eure Majestät mir erlauben, frei zu sprechen — —"

„Frei, wie zu Ihrem Freunde."

„So glaube ich, daß Marquez noch nie ehrlich und aufrichtig gegen Eure Majestät gehandelt und daß —"

„Nun und daß?" unterbrach ihn der Kaiser hastig, während er aufmerksam und theilnehmend in das Gesicht seines Landsmannes sah.

„Daß es ein Unglück ist, daß selbst in unserer Partei ein so bitterer Zwiespalt herrscht."

„Weil Sie sehen, daß Unsere Sache verloren geht, Treskowitz. —"

„Majestät!" — klang es wie ein Schmerzenslaut von den Lippen des Offiziers.

„Die Liberalen stehen bis dicht vor dem Cerro de la Campana," fuhr der Kaiser ernst fort. „Wir haben zwar heute mit Miramon und Mejia beschlossen, daß Wir übermorgen in der Nacht zum Abmarsche bereit sein werden, um die feindlichen Linien mit dem Reste Unserer kleinen Armee zu durchbrechen — ob es Uns aber gelingen wird — das steht in Gottes Hand. Ich wenigstens," fuhr er gedehnter fort, während er zum Schreibtische ging und dort ein paar Papiere nahm, „ich möchte vorher ordnen, was ich noch auf dem Herzen habe. Hier Ihr Patent als Colonel im Regimente der Kaiserin."

Treskowitz nahm es aus der Hand des Kaisers und verbeugte sich tief.

„Das andere Papier," fuhr der Kaiser etwas langsamer fort, während er es zwischen seinen Fingern drehte — „enthält Ihre Entlassung — Sie sind jung, Treskowitz — und mein kaiserlicher Bruder in Wien wird Sie mit demselben Grade Seinem Regimente einverleiben. Ich werde ihn darum ersuchen."

„Das kann nicht Eurer Majestät Ernst sein," sagte Treskowitz tief erregt, indem eine fahle Blässe über sein junges Antlitz zog, und er die Etikette außer Acht

lassend, bis dicht vor den Monarchen trat. „Ich hatte bis jetzt nicht den Muth dazu, aber ich wollte es als Gnade von Eurer Majestät erbitten, in den schwierigsten Lagen Meiner zu gedenken."

„Haben Sie aber nicht eine Braut, Treskowitz?"

Joachim fuhr zusammen, woher wußte der Kaiser das? „Zu Eurer Majestät Befehl — ja!" sagte er stockend.

„Mir haben das die Lüfte zugetragen, lieber Treskowitz," sagte der Kaiser mit seinem gewinnendsten Lächeln, „aber haben Sie keine Sorge, das Geheimniß bleibt bewahrt. Selbstverständlich ist Ihnen Ihre Braut theuer?"

„Majestät — ich könnte mir kein Leben denken ohne sie." Der Offizier vom Regimente der Kaiserin hatte die Worte nur gehaucht, aber auch über die noch jugendlichen Lippen des Monarchen ging ein leises Seufzen. —

„Nun wohl," sagte der Kaiser nach ein paar Augenblicken tiefsten Schweigens, „so erhalten Sie sich für dieselbe — auch Ihre Braut will nichts auf der Welt als Ihre Liebe — — und unsere Sache, Treskowitz — ist eine verlorene." —

Der Kaiser war bis dicht an die offene Thüre, die auf das Dach führte, getreten. Die untergehende Sonne warf auf sein bleiches Gesicht einen verklärenden Schein. Ob er an seine eigene Liebe dachte? An sein zerstörtes Lebensglück?

Treskowitz war ihm gefolgt, beugte sein Knie und

sagte beinahe flehend: „Ich möchte mit Eurer Majestät leben und sterben."

„Und Ihre Braut, Treskowitz?"

„Meine Braut ist ein hochherziges Mädchen, Majestät, sie würde nie einen Feigling lieben!"

Der Kaiser sah ein paar Augenblicke in das edle, leidenschaftlich erregte Gesicht des jungen Mannes, dann streckte er ihm beide Hände entgegen und sagte weich:

„Ich wollte, ich hätte lauter so treue Seelen wie Sie. Ach Treskowitz, wir nehmen eben doch in Geist und Blut Ingredienzien aus unserer Heimath mit — Gedanken, die von Geschlecht zu Geschlecht unaustilgbar geworden — und die — die lassen sich in der Fremde dennoch nicht verwerthen! — ich war nicht glücklich in Mexiko."

„Zu allen Zeiten haben Geist, Hochherzigkeit und Empfindungskraft geneigt zum Unglück gemacht, Majestät," sagte Joachim, durch des Kaisers Offenheit ermuthigt, „der Mensch muß seine Größe mit dem Elend bezahlen. Meine Braut und ich aber, wir denken gleich, wir machen unser Glück von dem Eurer Majestät abhängig."

Der Kaiser zerriß das Papier und reichte seine Hand abermals Joachim.

„So wollen wir unsere Geschicke in Gottes Hand legen, die großen Eindrücke, die uns diese Zeit gibt, befreien uns ja von der persönlichen Existenz — wir wollen uns in unseren Ideen einen — ehrlich leben und

wenn es sein soll — ehrlich sterben.“ Treskowitz neigte seine Lippen auf des Kaisers bleiche Hand.

Maximilian war tief bewegt. „Treskowitz,“ sagte er beinahe tonlos, als der junge Mann eben das Zimmer verlassen wollte, „wenn ich fallen sollte — oder gefangen werden — oder —“ hier fuhr er mit der Hand, als wolle er böse Gedanken verwischen, über die Stirne, „so grüßen Sie Natalie Rubitzki und geben Sie ihr das Bild ihres Kaisers — eine große, edle Liebe ist zu allen Zeiten ein Beweis von seelischer Kraft — des Weibes allerheiligste — wo ich einer solchen begegnete, habe ich mich immer ehrfurchtsvoll davor gebeugt.“

Er trat zum Schreibtische, schrieb ein paar Worte auf seine Photographie, legte sie in ein mit dem Kaiserwappen versehenes Couvert und überreichte sie Treskowitz.

Dieser war keines Wortes mächtig, aber in seinen Augen glänzten Thränen, als er sich zum letzten Male vor seinem Kaiser verneigte.

Maximilian trat hinaus auf den Vorsprung des Daches und sah über die weichen Wellenlinien der Gebirgslandschaft, die eben die Lichtspiegelung der untergehenden Sonne durchzitterte. Eine Welt voll Jammer lag in seiner Seele. Lange stand er regungslos. Queretaro war ringsherum von Feinden umzingelt, sie lagen bis dicht vor dem Cerro de la Campana. Würde ein Durchbruch möglich sein? War es nicht schließlich doch nur ein unnöthiges Opfern seiner Soldaten? Und selbst wenn er die Sierra Gorda erreichen sollte — was wurde dann sein Loos? Und jetzt sah

er unendlich sehnsüchtig über die platten Dächer Queretaros — hinüber über die Contouren der Berge, die die Dämmerung immer mehr und mehr umhüllte — und er dachte an Miramare, an die stillen Sommernächte, wenn sich der Mond in den Wellen des adriatischen Meeres spiegelte — und Ruhe — selige Ruhe in seinem Herzen war. Ein theurer Name schwebte leise, wie ein Gebet über seine Lippen — dann legte er die Hände vor sein Gesicht und weinte bitterlich. Keine liebe Stimme sprach ein erlösendes Wort, keine warme Hand legte sich in die seine — nur Baby, sein kleiner Wachtelhund, schmiegte sich an seine Kniee und sah mit seinen treuen Augen in des Kaisers müdes Gesicht.

— — — — — — — — — — —

Hatte Maximilian eine Ahnung gehabt von dem, was ihm bevorstand?

Beinahe schien es so, denn am andern Tage, als noch tiefes Dunkel über der Stadt Queretaro lag — läuteten die Glocken von la Cruz in den thaufrischen Morgen hinein — und jubelnd antwortete es in allen feindlichen Linien. Oberst Lopez, den der Kaiser mit Huld und Gnade überschüttet, hatte ihn in der Nacht verrathen.

Dennoch befahl der Kaiser seine Husaren nach dem Cerro de la Campana. Er selbst wollte mit seinen Adjutanten folgen. Aber als er dort ankam, suchte er vergebens seine Getreuen. Kugeln flogen hin und her und schon an verschiedenen Stellen war die weiße Fahne aufgehißt.

Der Kaiser stand zwischen Mejia und Paredo und hoffte immer noch. Endlich näherte sich dem Cerro de la Campana eine Cavallerietruppe rother Soldaten. Der Kaiser athmete wie erlöst auf und grüßte mit der Hand, aber als sie näher kamen, erkannte er, daß es nur eine Schwadron vom Regimente der Kaiserin war und an ihrer Spitze Joachim v. Treskowitz. Doch schon ehe sie den Cerro de la Campana erreicht, waren sie von Feinden umzingelt — der Kaiser bemerkte nur noch im Dampfe der Geschütze, wie Oberst v. Treskowitz, wahrscheinlich von einer Kugel getroffen vom Pferde glitt und in den Armen eines seiner Soldaten zusammenbrach.

Fast in demselben Moment stand vor ihm selbst General Mirafuentes und forderte im Namen Escobedos seinen Säbel.

Maximiliano de Habsburgo war wirklich ein Gefangener.

Einige Tage später erhielt Natalie durch einen österreichischen Deserteur folgende mit Bleifeder geschriebenen Worte Joachims:

„Ich liege verwundet und gefangen in einem elenden Kloster in der Nähe von Queretaro, nicht weit von der Hacienda Paloma, welche einer vornehmen mexikanischen Familie gehört. Ich hatte am letzten Tage meiner Freiheit eine Audienz beim Kaiser. Er war gnädig und huldvoll, hat mir das Colonelpatent ver-

liehen und mich sogar schließlich mit seiner Photographie für Natalie Rubitzki beschenkt. Ich stehe vor lauter Räthseln — aber für Eines danke ich Gott — ich durfte bei meinem Kaiser aushalten bis zur letzten Minute. Am ersten Abende, als in Queretaro noch alles drunter und drüber ging, suchte mich ein Soldat in Sicherheit zu bringen — aber man ergriff uns schon nach einer Stunde und hat mich hier, mit einigen Anderen, in das alte zerfallene Kloster gebracht. Gestern wurde General Mendez standrechtlich erschossen — in Erwägung seiner Handlungen bei dem Gefechte von Santa Anna Amatlan. Vom Kriegsstandpunkte aus läßt sich dieses Verfahren rechtfertigen. Der Kaiser — Gott erhalte sein Leben — soll in Queretaro gefangen sein, sobald sein Urtheil gefällt ist, wird man auch uns erschießen, ich selbst erwarte, besonders nach meinem mißglückten Fluchtversuche, nichts Anderes. Es sei denn, daß Du ein Mittel fändest, mich zu erlösen, Natalie! Das Wie? davon habe ich keine Ahnung — ich weiß nichts, als daß Du zu allen Zeiten mein guter Engel gewesen — daß ich Dich maßlos liebe und daß diese Liebe mich mit unzerreißbaren Banden an das Leben fesselt."

Als das junge Mädchen den Brief gelesen, tropften die Thränen auf ihre gefalteten Hände, die krampfhaft das Blatt umschlungen hielten — sie wußte keinen Rath — keinen! — Hilfe konnte nur von dort oben kommen, durch irgend ein Etwas, durch göttliche Eingebung — durch göttliches Erbarmen! Wie lange sie so gesessen, sie wußte es nicht, Teresita saß im Neben-

zimmer und das Knistern der Feder, mit welcher sie ihre Aufgabe copirte, war das einzige Geräusch. —

„Haben Sie eine unangenehme Nachricht erhalten, Natalie?“ fragte Frau Alvarez, deren Eintreten sie nicht einmal bemerkte.

„Nur einen sehr traurigen Brief,“ stammelten ihre Lippen — „einen Brief, der einen deutschen Offizier betrifft, den Verlobten einer meiner Freundinnen.“

Sie hielt die Augen tief gesenkt während sie sprach, und als Frau Alvarez schwieg, und sie dieselben endlich wieder erhob, bemerkte sie, wie die Züge der jungen Frau erstaunt und zweifelnd an ihren Lippen hingen.

Natalie hätte in die Höhe springen mögen, ihre Arme um Frau Alvarez legen und in einem Strom von Thränen ihr Herz erleichtern. Aber wie ein Blitz fuhr der Gedanke an die zweideutige Stellung, die sie dann der Dame gegenüber einnehmen mußte, durch ihre Seele. Sie sagte daher nur mit etwas zitternder Stimme:

„Sie werden denken, daß es sonderbar von mir sei, Sennorita, daß ich mir die einfache Liebesgeschichte einer flüchtigen Bekanntschaft (Natalie erinnerte sich plötzlich, daß sie Frau Alvarez früher gesagt, sie habe keine Freundinnen) so zu Herzen nehme, aber es ist mehr das Schicksal des geopferten Kaisers, als die trostlose Lage des deutschen Offiziers, welches mich erschüttert.“

„Sie haben mir ja nie von einem deutschen Offizier Ihrer Bekanntschaft gesprochen.“

„Ich kenne ihn auch nur wenig," sagte Natalie schnell entschlossen, nun wieder zu einer anderen Lüge greifend, in deren Labyrinthe sie sich nun doch einmal verirren sollte, „ich habe nur durch jene Dame von ihm gehört — die mir sein Wohl bei meiner Abreise von Wien an's Herz gelegt." —

„Und wie heißt der Offizier?"

„Hauptmann v. Treskowitz," ging es nun schon geläufiger über ihre Lippen.

„Ist das vielleicht derselbe, über welchen Sie vor einigen Tagen so geheimnißvoll in der Alameda mit unserem Freunde Roberto gesprochen haben?"

Die Frage war nicht ganz in dem harmlosen Tone gestellt, in welchem es Natalie gewohnt war, daß Frau Alvarez zu ihr sprach. Das Mädchen hatte geplaudert und sie es verdient, da sie von diesem Zusammentreffen Frau Alvarez nichts gesagt hatte.

„Derselbe, Sennorita," antwortete sie aber dennoch rasch gefaßt, „ich dachte, der General hätte vielleicht Gelegenheit, etwas Näheres über ihn zu ermitteln."

Frau Alvarez Mißstimmung war schon wieder verraucht, und die Theilnahme nahm überhand, als sie in das nun wirklich krank aussehende Gesicht des Mädchens sah — und als Natalie Miene machte, in das Zimmer zurück zu gehen, um nach Teresitas Aufgaben zu sehen, griff sie nach ihrer Hand und sagte theilnehmend:

„Sie sehen krank aus, Natalie, ich habe das schon seit mehreren Tagen bemerkt, vielleicht wäre es gut,

wenn Sie die Stunden einmal auf einige Tage aussetzen würden? Ich habe ja der Tante schon lange versprochen, ihr Teresita einmal zum Besuche zu schicken."

Natalie ging in das Nebenzimmer und preßte ihre Lippen auf des Kindes Haar. Vielleicht that sie es nur, um die Thränen zu verbergen, die sich in ihre Augen drängen wollten. Sie hatte das Gefühl, als sei sie so vieler Rücksicht und Güte nicht werth.

Frau Alvarez bemerkte ihre Bewegung, trat an sie heran und sagte tröstend:

„Sie bauen auf die Nachrichten des Generals Castillo, als ob sie ein Evangelium seien, Natalie. Die Bevölkerung weiß nichts von des Kaisers Gefangennahme und General Marquez macht stärkere Anstrengungen wie je, die Hauptstadt zu halten."

Natalie wußte es besser, aber sie mußte schweigen. Sie sagte daher nur etwas ironisch, wie immer, wenn die Rede auf Marquez kam, „die Contributionen, die der General auferlegt, und die Art, wie er mit der Bevölkerung verfahren — ist sicher nicht in des Kaisers Sinn; seine Handlungen sind für mich nie maßgebend gewesen."

„Auch in dieser Beziehung hat Sie unser General ein wenig angesteckt — denn Marquez ist nicht nur anderer Gesinnung, sie sind auch persönliche Feinde.

— — — — — — — — — — —

Aber das Alles wurde in ihre Seele zurückgedrängt, als sie endlich allein auf ihrem Zimmer war, den Brief

Joachims wieder und wieder las, und sein Elend und seine Hilflosigkeit in erschreckender Klarheit vor ihre Seele traten.

Sie sollte ihm helfen — sie! Und abermals streckten sich ihre Arme hilfeflehend zum Himmel. Sie dachte an den General Castillo, sie hätte in dem Augenblicke Sitte und Brauch bei Seite gesetzt, Alles gethan für ihn, der in der Kerkerzelle krank und allein nach ihr schmachtete.

In hastigen, verzweiflungsvollen Schritten ging sie über die Azotea und sah hinab auf das Menschengewühl dort unten in den Straßen — sie Alle hatten eine Heimath, Angehörige, Familie — sie nichts — nichts als ihn.

„O Joachim, daß ich die Kerkerzelle mit Dir theilen könnte und wenn es sein müßte — mit Dir sterben!"

Ihr Kopf war auf ihren Arm gesunken, der müde auf der Mauer lag, die das Dach des Hauses umgab. Die Dämmerung begann ihre Schatten über das Thal zu breiten und die Contouren der Cordilleren legten sich immer dunkler und traumhafter gegen den Horizont. In dem Kloster Santa Cruz läuteten die Glocken das Ave Maria.

Als sich Natalie erhob, traten die ersten Sterne an das Firmament. Ihr Gesicht war geisterbleich. Es war offenbar, sie hatte einen starken Kampf gekämpft, aber sie hatte nur das eine Ziel vor Augen, Joachim zu retten, Gott sah ja in ihr Herz und wußte, daß ihre Absicht eine reine war.

Sie ging daher festen Schrittes in ihr Zimmer, trat zum Schreibtische und warf folgende Zeilen auf ein Blatt Papier:

„Ich muß Sie sprechen, Don Roberto. Morgen früh um 5 Uhr, zur Zeit der Frühmesse, finden Sie mich in der Alameda auf derselben Stelle, wo wir uns das letzte Mal trafen. Natalie."

Dann faltete sie das Papier in ein Couvert, adressirte es an den General Castillo, hing, um unkenntlich zu sein, ein Tuch über den Kopf, schlich trotz des dunkeln Abends aus dem Hause, ging in die Straße Monterilla und übergab dem Portier des Hauses Nro. 11 den Brief.

Als sie zurückkam sank sie von Aufregung, Angst und Seelenqual gefoltert auf ihr Bett.

Am andern Morgen warf die Sonne ihre ersten Strahlen über die Parkanlagen der Alameda. Die Gräser und Bosquets streckten sich unter dem perlenden Thau, der thränenschwer und durchsichtig in ihren Blüthenkelchen lag und durchwürzten die Luft mit balsamischen Düften.

Die Stadt ruhte noch in tiefem Schlaf, und nur hie und da ging eine flüchtige Gestalt mit Gebetbuch und Rosenkranz durch die einsamen Wege zur Kirche. — In den Zweigen der hohen Eschen jubelten buntgefiederte Sänger in das feierliche Geläute der Glocken hinein. Die weißen, schweren Kelche der Florifundien, die sich keusch dem Tage verschließen, hingen in verschwenderischer Pracht zwischen den breiten Riesenblät-

tern und lauschten mit Andacht dem Plätschern der Fontainen, die unermüdlich ihr Wasser in große, von Titonen gehaltene Becken spieen. Ein paradiesischer Friede lag über diesem Stück Welt, über welches sich in wolkenloser Bläue der tropische Himmel dehnte.

Auf einer einsamen Bank, von dichtem Gebüsch halb verborgen, saß Roberto Castillo. Sein dunkler Civilanzug verrieth nichts von seiner militärischen Stellung, und in dem Ausdrucke seines Gesichtes lag kein Wiederschein der erschütternden Ereignisse, unter welchen die Bevölkerung litt. Seine Gedanken schweiften weit ab und spannen in süßem Träumen Zukunftsgebilde von fremdem langentbehrtem Glück.

Roberto Castillo hatte ja, bei den verschiedenen Verhältnissen, die er in seiner Jugend flüchtig geknüpft und gelöst hatte, keine Ahnung von einer Empfindung gehabt, wie sie ihn jetzt durchdrang, und seitdem er das kleine Billet, das ihre Schriftzüge trug, zwischen seinen Fingern hielt, war es ihm vollends, als sei seine Brust zu enge für die Dinge, die da kommen sollten. Wie so eigenartig und einsam erschien sie ihm, die nordische Fremde, mit der ernsten, reinen Stirne, und dem festen Zuge um den lieblichen Mund, im Vergleiche mit den bunten Falternaturen der dunklen Südländerinnen, die lebenslustig im Sonnenschein flattern, und bei dem ersten regnerischen Sturm die Farben ihrer Flügel lassen, die oft ihr einziger Schmuck sind.

„Natalie! — —“

Der Name war unwillkürlich über seine Lippen

geschwebt -- und seine Augen sahen sich ängstlich um, ob ihn kein unbefugtes Ohr vernommen. Es war alles todtenstill. —

Natalie! Es liegt ja eine Welt voll Glück in dem Klange des Namens, den die Frau trägt, die wir lieben!

Ein leiser, knisternder Tritt im Kies riß ihn aus seinen Träumen, er hob den Kopf und bemerkte jetzt in der That die elastische Gestalt des Mädchens. Ihr Gesicht war von einem dichten Schleier verhüllt, aber er konnte doch erkennen, wie ihre Augen in den Nebenwegen herumspähten, die von dem großen Rondel aus liefen, wo er saß. Sie war gewohnt, ihn nur in der Uniform zu sehen und hatte ihn offenbar nicht erkannt. Er erhob sich und trat ihr entgegen. War es die Freude, daß sie ihn glücklich ohne Hinderniß gefunden, oder die Hoffnung, von ihm Trost und Beistand zu erhalten, denn ihre Augen leuchteten ihm entgegen, und ihre zitternde Hand legte sich widerstandslos in die seine.

Auf ihren Lippen erstarb das entschuldigende Wort, welches sie, ob ihres auffallenden Benehmens, aussprechen wollte, sie vergaß es, daß der General es als persönliche Gunst auffassen mußte, daß sie hier war und daß ihr das Loos des unbekannten Bräutigams einer Bekannten unmöglich so sehr am Herzen liegen könne, um darüber Sitte und Brauch zu vergessen.

Der General führte sie in seiner Herzensfreudigkeit zur nächsten Bank, indem er sie auf den pracht-

vollen Morgen aufmerksam machte, der ihnen, so schien es ihm, heute in so seltener Schönheit entgegenlachte. Natalie hörte nicht, was er sprach — ihr ganzes Herz und ihre aufgeregte Phantasie waren in der Gefängnißzelle Joachims, den sie retten mußte, ehe es zu spät war. Das Wie? Sie hatte, wie er selbst, keine Ahnung davon, aber es war ihr, als müsse es irgend ein Etwas geben, und als wäre der General Roberto Castillo am ehesten im Stande, ihr den Weg zu zeigen, den sie in diesem Labyrinthe finden sollte. Sie legte sich keine Rechenschaft von dem Warum ab, ihre Angst zog sie zu ihm — und ihr Gefühl mit dem instinktiven Bewußtsein, daß er Alles für sie zu opfern bereit sei — weil er sie liebte. —

Sie dachte jetzt in ihrer namenlosen Angst nicht an die schwere Verantwortung, die sie auf sich nahm, sondern nur an die Möglichkeit einer Rettung dessen, dem Liebe, Schmerz und gemeinsames Elend sie so eng geeint, wie es Sympathie und Glück allein nicht im Stande gewesen wären.

Während der General, im Sonnenschein seines Empfindens, ihr den poesievollen Morgen auszumalen versuchte, unterbrach sie ihn daher mit den hastig ausgestoßenen Worten:

„Sennor, was wissen Sie von dem Hauptmann Joachim v. Treskowitz?“ Der General sah in ihr Gesicht; sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und sah bleich und übermüdet aus, nach der schlaflosen Nacht. Er war so sehr erschrocken über ihre angstgejagte

Stimme, daß es Natalie nicht entgehen konnte, und sie fühlte, daß, wenn sie etwas erreichen wolle, sie vorsichtiger zu Werke gehen müsse.

„Hauptmann Treskowitz," sagte der General gedehnt, indem er scharf ihre Züge beobachtete, in denen sich aber jetzt keine Muskel mehr regte, „der ist in dem letzten Gefecht auf dem Cerro de la Campano verwundet worden — ist aber geflohen. Ich denke, Sie können demnach beruhigt über ihn sein, Sennorita."

Natalie kämpfte einen kurzen Augenblick. Ob sie ihm sagen sollte, was sie von seinem weiteren Geschick wußte? Nein, sie wollte erst hören, was er ihr selbst zu hoffen gab.

„Beruhigt bin ich nicht, Sennor," sagte sie daher nach einigem Nachdenken, „ebenso wenig, wie über das Geschick des Kaisers Maximilian, und wenn ich nicht meine Verpflichtungen Frau Alvarez gegenüber zu verletzen fürchtete, und die Reise nach Queretaro in dieser Zeit eine so gefährliche für eine Dame wäre, so hätte ich fast Lust, meine Cousine dort zu besuchen, um vielleicht das theure Antlitz Maximilians noch einmal zu sehen."

„Allein stehen Sie nicht, Sennorita, so lange ich an Ihrer Seite bin," sagte jetzt der General erregt, indem er versuchte, in die traurigen Augen des Mädchens zu schauen, die diese aber fest am Boden gewurzelt hielt, „allein nicht, Donna Natalie, wenn Sie ein Herz annehmen wollen, welches Ihnen längst gehört, oder mir nur wenigstens Freundesrechte zugestehen, die es

mir erlauben, Sie über alle Unannehmlichkeiten des Lebens hinwegzutragen, so weit das eben in eines Menschen Macht liegt."

Natalie antwortete nicht, dieser Schimmer einer Möglichkeit, in seine Nähe zu kommen, drang zündend in ihr Herz, den tiefen Sinn von Robertos Worten, das Anerbieten seiner Liebe, das erwog sie nicht einmal. Sie war so durchdrungen von dem einzigen Gefühl, Joachim zu sehen, zu pflegen, zu erretten, daß ihr schwindelte und sie ihre Augen, fast in einem Strahl von Glück, dankend zum General erhob.

„Wenn Sie mich ein klein wenig lieben könnten, Donna Natalie, mir für die Zukunft einige Hoffnung gestatteten, so würde ich Sie sobald wie möglich auf die Hacienda Paloma zu meiner Mutter bringen, die in der Nähe von Queretaro ist, und von welcher aus ich es Ihnen zu ermöglichen suchen würde, Ihren Lieblingswunsch zur Ausführung zu bringen, den Erzherzog Maximilian zu sehen."

„Die Hacienda Paloma, Sennor," sagte sie tonlos, während sich in ihrer Seele ein warmes Gefühl regte — denn es war ja dort in der Nähe, wo Joachim schmachtete. — „Die Hacienda Paloma?"

„Kennen Sie dieselbe?"

„Nein, man hat mir nur gesagt, daß sie schön gelegen sei, in der Nähe eines Klosters."

„Ja, des Klosters des hl. Franziskus — vielleicht eine halbe Stunde von demselben entfernt. Die Gegend ist dort paradiesisch, Donna Natalie — — es bedarf

nur eines Wortes von Ihnen und ich werde Sie zur Herrin dieser kleinen Welt machen.“ Er hatte bei den letzten Worten in ihr lächelndes Gesicht geschaut und ihr Schweigen zu seinen Gunsten auslegend, zog er ihre Hand an seine Lippen.

Natalie bemerkte es nicht — ihre Gedanken waren bei Joachim, und sie malte sich eben das Entzücken seiner Züge aus, wenn sie — sein schützender Genius, wie er sie so oft genannt, die Schwelle der Zelle überschreiten würde, in der er litt. Vermochte sie nicht Alles zu ertragen, wenn sie bei ihm war?

Nahende Schritte weckten sie aus ihren Gedanken, die so weit — weit auseinander gingen.

Natalie entzog ihre Hand ihm scheu und erschrocken. „Senor,“ sagte sie nach einer langen Weile, während welcher sie ihren Schleier hastig über ihr Antlitz fallen ließ, denn in der Gestalt, die arglos in einen Nebenweg einbog, hatte sie den Conde Alladon erkannt, „ich kann Ihnen keine Versprechungen geben, mir keine Verpflichtungen für die Zukunft auferlegen in einer solchen Stunde, aber ich nehme Ihr gütiges Anerbieten, Ihre Freundschaft an, ich will Sie auf die Hacienda Paloma begleiten, um noch einmal das theure Antlitz Maximilians zu sehen — und mich zu erholen von den Anstrengungen des Unterrichts.“

„O Sennorita, Sie machen mich zum Glücklichsten der Sterblichen — noch heute spreche ich mit Frau Alvarez — sie muß Sie frei geben — frei für immer!“

„Aber um Eins, bitte ich Sie, Don Roberto, ich habe eine freudlose Kindheit, eine sorgenvolle Jugend gehabt — ich weiß nicht, was Glück ist. — Sie müssen mir versprechen, Geduld mit mir zu haben, und mir kein bindendes Wort zu entlocken versuchen. —"

„Bis — Natalie?"

„Bis ich gestärkt bin an Leib und Seele und Ihnen alles sagen könnte im Bewußtsein eigenen unbeeinflußten Wollens!" Sie hatte die Worte gedankenlos wie im Traume gehaucht — es handelte sich ja um Joachims Leben — was kümmerte sie da die übrige Welt.

Der General zog abermals ihre Hand an seine Lippen.

Was wollte er mehr?

Hatte er so viel zu hoffen gewagt? gab sie ihm nicht für den Augenblick genug, indem sie sich von ihm in seine Familie führen ließ und die Stelle aufgab, die sie ernährte? Er nahm diese Bedingung, die sie ihm stellte, für deutsche Prüderie und Schwerfälligkeit und willigte lächelnd in alles was sie verlangte. Mit jugendlichem Enthusiasmus maßen seine Augen ihre schöne Gestalt und das Gefühl, dieses Mädchen vielleicht bald und für immer sein Eigen nennen zu dürfen, hob seine Seele in einen Himmel von Glück, das sich in seinen noch immer schönen Zügen wiederspiegelte.

Natalie stand erleichtert auf, der schmetternde Frühlingsgesang, der in den Zweigen der Bäume ju-

belte, fand beinahe ein Echo in ihrem Herzen und als sich dann ihr Arm auf den des Generals legte, da war es, als ginge sie wirklich einem neuen Glücke entgegen — so elastisch war ihr Gang, so voller Harmonie mit dem des Generals.

Und doch, wie weit, weit ab waren ihre Gedanken, wie wenig Bezug hatten sie mit den Hoffnungsgebilden im Herzen Robertos.

In dem Hofe des alten Klosters des hl. Franziskus, etwas abseits von der Straße, welche nach Queretaro führt, brannte die Nachmittagssonne unbarmherzig auf das Pflaster. Es sah wüst und unordentlich in demselben aus. Auf den abgebrochenen Säulen, an der linken Seite, welche wohl früher eine Veranda getragen hatten, hingen jetzt halbschmutzige Strümpfe und sonstige Kleidungsstücke zwischen Lappen und Tüchern, welche die Verwundeten, die hier umherlagen, mangelhaft ausgewaschen hatten.

An der oberen Seite des besterhaltenen Gebäudes hatte man in den Schatten, den dort ein paar Feigen- und Olivenbäume spärlich warfen, einige provisorische Bänke zurechtgestellt, auf welchen in nachlässiger Kleidung verwundete Offiziere saßen und theils Karten spielten, theils plauderten.

An dem äußeren Ende der Mauer, etwas abseits von den Uebrigen, saßen an dem einzigen steinernen

Tische, der dort noch vom Zahne der Zeit verschont geblieben, ein älterer Offizier und ein ziemlich krank aussehender jüngerer und lauschten gespannt den Erörterungen eines Herrn, der seiner besseren Kleidung und seinem blühenden Gesichte nach, offenbar nicht hierher zu gehören schien. Er war in einem Costüme, wie es der vornehme Mexikaner auf der Reise zu tragen pflegt, Pantalons mit silbernen Knöpfen an den Seiten, kurze Jacke und den breiträndigen Sombrero mit der goldenen Schlange, den er aber vor sich auf den Tisch gelegt hatte.

„So stehen die Dinge Sennores," sagte er, indem er mit seiner feinen, wohlgepflegten Hand die Haare von der erhitzten Stirne strich und bei jedem Worte, das er sprach, hinauf nach dem Fenster spähte, hinter welchem zuweilen das bleiche Gesicht irgend eines Mönches sichtbar wurde.

„Also der österreichische Botschafter wird die Gelder schaffen," fragte mit glühenden Augen sein Gegenüber, „und Sie glauben, Conde, daß wenn dieselben bereit sind, dem Kaiser die Flucht glücken und er den Hafen noch rechtzeitig erreichen wird?"

„Ich glaube es, so sicher wie es mir gelungen ist, hier Zutritt zu erhalten. Zudem hat er nur wenige persönliche Feinde und wenn er die Republik verläßt — was verlangt man weiter? — Aber freilich diese Canaille fürchtet," fuhr er erregter fort, „daß er sich in einem Winkel der Republik verstecken könnte, bis mit neuen Mitteln Leute geworben seien und er an

irgend einem günstigen Platze die Liberalen abermals angreifen würde."

„Das wird er allerdings," sagte jetzt der bleiche Offizier mit den dunklen Augen, der vorher gesprochen, „der Kaiser kann nicht wie ein Feigling fliehen und eine Sache aufgeben, an welcher seine Ehre und seine Zukunft hängt, lieber möge ihn die feindliche Kugel zerschmettern!"

„Leise, leise Kamerad," sagte der Conde Alladon, denn Er war der Fremde, indem er am oberen Fenster eine Gestalt gewahrte, die rasch vorüberhuschte — „wir müssen dieses Thema beruhen lassen — und hoffentlich komme ich in dieser Nacht bis zum Kaiser, was mir gestern wegen des Kriegsgerichtes mißlang und dann wollen wir sehen, wie weit seine Ansichten mit unseren Vorschlägen stimmen. Jedenfalls muß er fliehen — denn ein Todesurtheil wäre keine Unmöglichkeit."

Ein panischer Schreck entfärbte die Gesichter der Anwesenden — über die zuckenden Lippen Joachims v. Treskowitz, der bisher krank und theilnahmlos an der Säule gelehnt, glitt ein Ausruf des Entsetzens.

„Es ist schon manches Todesurtheil unterschrieben und doch nicht vollzogen worden," sagte der Conde — „diese Vollziehung kann nicht vor sich gehen — sie wäre ein Hohn auf alle europäischen Fürstenhäuser."

„Aber Sie haben uns noch nichts von den gerichtlichen Verhandlungen erzählt, Conde, von dieser Farce, die man zum Ergötzen des Publikums sich auf

der Bühne abspielen ließ," spöttelte ein älterer Offizier, der hinzugetreten war.

Der Conde knirschte mit seinen Zähnen und scharrte mit den Füßen im Sande — als wäre es möglich, durch äußere Bewegung den inneren Zorn zu bemeistern.

„Es hätte nur noch gefehlt," sagte er endlich höhnend, „die Logen und Sperrsitze, die gedrängt voll Menschen waren, mit entsprechendem Entrée zu belasten, zum Glück aber wartete man vergebens auf den Helden. Es hat indessen dennoch ein Spektakelstück abgegeben, wie Queretaro wohl auf dieser Welt kein zweites mehr erleben wird."

„Und warum erschien der Kaiser nicht," fragte ein junger Fähnrich, der hinzugetreten war und jedes Wort mit glühenden Augen von den Lippen des Conde las.

„Warum? Warum?" schrie dieser mehr, als er sprach, „weil man den Kaiser nur mit der rohesten Gewalt hingeschleppt haben würde — weil er freiwillig nie gegangen wäre. Es hätte sich doch zu gut gemacht — wahrlich — die edle Gestalt Maximilians, des deutschen Fürstensohnes — vor einer Horde Indianer." —

„Leise, leise beschwichtigte der ältere Offizier, wir hätten höchst wahrscheinlich nicht anders gehandelt — wenn dieser Bribon von Juarez in unsere Hände gerathen wäre."

„Keinenfalls hätte der Kaiser diese Farce zum Ergötzen der Canaille sich auf der Bühne abspielen lassen," kreischte der Conde, dessen fanatisch imperialistische Anschauungen keine Gründe zuließen.

„Das ist nicht die Schuld von Benito Juarez, sondern die seiner Vertreter — die ihm, was Charakter und Ehrenhaftigkeit angeht, nicht das Wasser reichen."

„Und sind Miramon und Mejio wirklich zum Tode verurtheilt?" fragte Joachim v. Treskowitz.

„Ja so ist es, die Frauen derselben sind nach St. Luis Potosi gereist, um Gnade für ihre Männer bei Juarez zu erflehen, wird aber wohl nicht viel helfen. Der Indianer entbehrt nicht die seinem Stamme anklebende Hartköpfigkeit," fügte der Conde nicht ohne einen Anflug hochmüthiger Ueberschätzung hinzu.

„Und das Urtheil des Kaisers?"

„Das Gerichtsverfahren gegen ihn wurde verschoben. Einer seiner Advokaten sagte mir, daß man nicht weniger als dreizehn Anklagepunkte gegen ihn vorzubringen habe."

„Das wäre wenigstens der Mühe werth," spottete der junge Offizier.

„An erster Stelle steht natürlich die Usurpation der höchsten Gewalt."

„Und dann?"

„Und dann die Entzündung des Bürgerkriegs und die Sanctionirung des unglücklichen Gesetzes vom 3. Oktober 1865, demzufolge, seit jenem Zeitpunkte nicht weniger als 40,000 standrechtliche Exekutionen im ganzen Lande vorgenommen worden sein sollen, welches Blut natürlich auf Maximilian als den Urheber zurückfalle."

„So behaupten die Liberalen," sagte Treskowitz entrüstet, „aber wer bürgt für die Wahrheit."

„Jedenfalls ist mit diesem Gesetze, ohne des Kaisers Wissen Mißbrauch getrieben worden," entgegnete der ältere Offizier gedankenvoll — „und dieser Mißbrauch blutdürstiger charakterloser Generäle wird allerdings bei der Vollziehung des Urtheils schwer in die Waagschale fallen müssen."

„Und wann wird die Verhandlung vor sich gehen?" fragte ein bleicher Verwundeter, der in einiger Entfernung an einem Baume gelehnt hatte und jetzt näher trat.

„Wahrscheinlich schon heute. Es sind zur Vertheidigung vier Advokaten von Mexiko eingetroffen — unter ihnen Riva Palaccio, der Erfahrung und Rednertalent für sich hat."

„Man kann den Kaiser nicht standrechtlich erschießen — es wäre das ein unerhörter Fall in der Geschichte."

„Ich stehe für Nichts," — antwortete der Aeltere — „Juarez wird beinahe gezwungen."

„Aber, haben sich nicht die Vereinigten Staaten durch den Kaiser von Oesterreich an Juarez gewendet, und ihn im Falle der Gefangennahme um humane Behandlung gebeten, wie sie bei civilisirten Völkern den Kriegsgefangenen zugestanden wird?"

„Freilich. Wird aber nicht viel helfen, denn ich habe, ehe ich von Mexiko abreiste, die Antwort desselben in Händen gehabt — Riva Palaccio zeigte sie mir, er ist ja bekanntlich der Vater des liberalen Generals gleichen Namens."

„Nun, und wie lautete sie?“

„Nicht ungerecht — man muß das zugeben. Er bemerkte, er sei nicht blutdürstig und wenn es von ihm allein abhinge, würde er dem Wunsche des Washingtoner Cabinets gerne entsprechen — aber, fährt er fort, was würde der Kaiser der Franzosen mit mir anfangen, wenn ich an der Spitze fremder Truppen in sein Land eingefallen wäre und nach langem Kampfe einer seiner Generäle mich zum Gefangenen gemacht hätte?“

„Und so weiter und so weiter,“ — sagte Treskowitz ärgerlich — „aber dennoch — erschießen wird man ihn nicht — die Sache wäre ja ohnehin zwecklos.“

„So bleibt nichts übrig, als die Flucht, wie ich immer gesagt habe,“ rief der Conde laut, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. — „Der Kaiser muß diesmal seinen idealen Anschauungen abschwören und muß einwilligen. Auch der preußische Gesandte, Baron Magnus, ist dieser Ansicht.“

Der Fuß seines Nachbars auf der rechten Seite traf jetzt verständnißvoll den seinen, er legte gähnend, als sprächen sie die gleichgültigsten Dinge von der Welt, seinen Kopf gegen den ehrwürdigen Stamm eines Ahuhuntas und sagte bitter lachend:

„Apropos, Don Joachim, Ihre schöne Landsmännin, Sie wissen doch, die große schlanke Dame im Hause von Ramon Alvarez habe ich heute unterwegs getroffen.“

Joachim v. Treskowitz fuhr in die Höhe, als er

aber bemerkte, wie erstaunt ihn seine Kameraden betrachteten, setzte er sich wieder ruhig nieder, schloß die Augen und sagte kein Wort. Er gab sich dem wonnevollen Denken an das Mädchen hin, dessen starke Seele Mittel und Wege gefunden haben mußte, bis zu ihm zu gelangen. Was hatte sie vor?

„Will die Dame vielleicht in irgend einem politischen Auftrage, eine zweite Prinzessin Salm Salm, mit einem der kaiserlichen Offiziere in Verbindung treten, und für die Rettung des Kaisers ihr Leben zur Verfügung stellen?“ spöttelte sein Nachbar zur Linken.

„Nichts von Politik und Heroismus,“ höhnte der Conde Alladon. „Die tugendhafte Dame, die es so meisterhaft versteht, gewisse Herren in den Schranken zu halten, scheint Ausnahmen zu machen von ihrer Regel und unbegreifliche Faibles zu haben, denen sie Ruf und Ehre opfert.“

Joachim konnte sich nicht mehr halten, er hatte die Augen weit aufgerissen und wollte eben den Conde bitten, zu schweigen, um nicht die Gefühle seines Herzens, welche durch Nataliens großherziges Handeln ein öffentliches Geheimniß werden konnten, zu verrathen, als Alladon in die Höhe sprang, seinen Hut vom Tische nahm, ihn mit Leidenschaft zu Boden warf und sagte:

„Bei Gott, dieses Weib ist schön, ich hätte ihr mein Leben geopfert, wenn sie es angenommen haben würde, zu schön für einen abgelebten General, der sie vielleicht nicht einmal zu seiner Gemahlin macht, nach den unbegreiflichen Blößen, die sie sich ihm gegenüber gegeben hat.“

„Sprechen Sie von dem General Roberto Castillo?“ fragte der junge Offizier, der neben ihm saß, „ich hörte gestern schon, daß in der Hacienda Paloma drüben Vorbereitungen zu seiner und seiner Braut Empfang gemacht würden.“

„Also doch öffentlich seine Braut, wenigstens hätte er dann den äußern Anstand wahren, sich kein Rendezvous zu unpassender Morgenstunde mit ihr in der Alameda geben und sie nicht aus dem Hause meiner Cousine Alvarez entführen sollen, als ob man ihr die Einwilligung zu einer Verbindung mit ihm verweigert haben würde.“

„Ist die Braut das schöne Mädchen mit den unbestimmbaren Märchenaugen, Don Vicente?“ fragte sein Nachbar, „von der Sie mir einmal eine ganze Nacht vorfaselten, als wir auf der Wache lagen und ich Sie mit der größten Mühe nicht zur Ruhe bringen konnte?“

„Dieselbe! Ihre Augen sind tief wie das Meer und zu selten hier zu Lande, als daß man sie vergessen könnte, wenn man einmal hineingeschaut.“

Er erhob sich erregt und ging zur anderen Seite des Hofes, welche einen Ausblick auf die Straße nach Queretaro gewährte.

Joachim hatte regungslos dagesessen, es war ihm, als wäre es nicht Er, den das alles berührte, und doch bäumte sich sein Herz unter Tantalusqualen. Aber er raffte sich mit fast übermenschlicher Kraft auf, ging dem

Conde nach, legte die Hand auf dessen Schulter und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Sennor Conde — ein Wort. Natalie Rubitzki ist meine Cousine, es ist mir nicht gleichgültig, welche Dinge über sie im Umlauf sind und ich frage Sie jetzt auf Offiziersehre, was wissen Sie in Bezug auf sie?"

Der Graf wandte den Kopf und las mißtrauisch forschend in Joachims krankem Gesicht.

Es war ruhig und regungslos.

„Ich wußte nicht, daß die junge Dame Ihre Cousine sei, Sennor," sagte er dann in höflichem Tone, „aber von dem, was ich gesagt habe, kann ich kein Wort zurücknehmen. Ich sprach sie das letzte Mal im Hause meiner Cousine Alvarez in einer kleinen Abendgesellschaft, sie war meine Tischnachbarin und sah beiläufig gesagt, entzückend schön aus. Ich hob, ich gestehe es, von ihrem Anblicke begeistert, das Glas in die Höhe und brachte ein Hoch aus auf unseren Kaiser. Sie besann sich einen Augenblick, wechselte einen vielsagenden Blick mit dem General Castillo, der ihr gegenüber saß und — verweigerte es, mit mir anzustoßen!"

„Das ist nicht Natalie Rubitzki, die es verweigert, auf das Wohl des unglücklichsten und edelsten der Menschen zu trinken," fuhr Joachim heraus, „ich weiß es am besten, wie tief sie ihn im Herzen trägt."

„Und dennoch war es Fräulein Natalie Rubitzki, die sich geweigert hat, auf das Wohl des Kaisers von Mexiko zu trinken, Sennor," fuhr der Graf jetzt seinerseits ruhig geworden fort. „Ich wurde durch ihr seltsames

Betragen gegen den General, mit dem sie nachher noch eine halbe Stunde lang im Mondschein auf dem Balkon flüsterte, mißtrauisch auf beide. Der Zufall wollte, daß ich einige Zeit später, eines schönen Morgens, zu einer Stunde, in welcher sonst Damen ihres Standes noch der Ruhe pflegen, mit dem General tête à tête in der Alameda überraschte. Mein Weg führte mich etwas später an der Bank vorüber, auf welcher sie gesessen und da spielte der Wind ein zärtliches Billet mit der Unterschrift ‚Natalie' in meine Hände, welches vollends keinen Zweifel mehr zuließ, daß die Dame mit dem General in einem intimen Verhältniß stehen müsse. Ich ging zwei Tage später, neugierig etwas Näheres über diese interessante Begegnung zu erfahren, zu meiner Cousine Alvarez und fand das ganze Haus in der größten Bestürzung."

Joachim riß die Augen weit auf, sein Herz sagte ihm, daß es ein Märchen sei, welches der Graf da erzähle — und doch war das alles so augenscheinlich — so begreiflich, besonders wenn er ihrer letzten ausgesprochenen politischen Ansichten gedachte — so — —.

„Das Fräulein hatte einen Brief voll zärtlicher Dankesworte hinterlassen — sie bat um Verzeihung, daß sie so plötzlich aus dem Hause gehen müsse — aber es sei dies der ausdrückliche Wunsch des Generals —"

„Und Frau Alvarez?" fragte Joachim tonlos. „Was sagte sie?"

„Sie war mit Recht beleidigt über diese sonderbare, zweideutige Art, sehr beleidigt, denn sie hatte

eine Sympathie für die junge Dame gehabt, welche fast über alle Berechtigung hinausging. Zum Glück bekam sie einige Stunden später einen ausführlichen Brief vom General, worin er in den peinlichsten Worten um Entschuldigung bittet und als Grund dieses raschen Entschlusses eine Reisegelegenheit nach Queretaro vorschützte, die er nicht unbenutzt lassen wolle. Auch sei seine Braut leidend und müsse sich erst bei seiner Mutter in der Hacienda Paloma erholen."

„Fehlt Ihnen etwas, Sennor?" fragte der Conde plötzlich in ganz verändertem Tone, als er das Gesicht Joachims weißer und weißer werden sah, und die Qual, die er empfinden mußte, in seinen Zügen las.

Joachim konnte nicht mehr antworten, seine Lippen zuckten, als wollten sie reden, aber er vermochte nur noch krampfhaft den Arm des Grafen zu fassen, der ihn mit Hilfe eines Soldaten in seine Zelle geleitete.

— — — — — — — — — — —

Als Joachim zuerst wieder völlig zum Bewußtsein kam, war es Nacht. Er richtete sich auf seinem niederen Lager in die Höhe und wollte sich überzeugen, wo er eigentlich sei!

Es war das doch wohl nur ein wüster gräßlicher Traum gewesen, den er da geträumt hatte! War es ihm denn nicht, als wäre Natalie, seine Natalie — —. Er rieb sich die Augen, stand auf und tastete sich bis an die mit eisernem Gitter versehene Lucke, durch welche ein spärliches Licht matt auf die Gesichter seiner schlafenden Kameraden fiel. Die feuchte, kühle Luft that

ihm gut, sie erfrischte seine brennenden Schläfen und kühlte die Wunde, die ihn schmerzte; aber sie erweckte ihn auch zur Erinnerung alles dessen, was er am Tage vorher erlebt hatte.

„Don Joachim," sagte sein Kamerad, ein gutmüthiger Mexikaner, der dicht neben dem Platze lag, wo er stand und welcher durch sein Stöhnen erwacht war. „Legen Sie sich nieder, Sie sind krank und scheinen es vergessen zu haben, daß der Conde Alladon Sie gestern beinahe sterbend in Ihr Bett brachte. Diese feuchte Nachtluft macht Fieber und mir scheint, Sie sind nicht mehr weit davon entfernt."

Joachim antwortete nicht, aber er ging zurück und legte seinen Kopf wieder in die Kissen. Jetzt blieb es sich ja gleich, wo er lag — wie er starb.

Alles, was er gestern gehört, tanzte von den Furien einer kranken Phantasie gepeitscht, an seinen Sinnen vorüber —, die tiefe Liebe, die er für das Mädchen gefühlt, seitdem er denken gelernt, dieser Altar, an dem er sein Bestes geopfert, er sah ihn zertrümmert zu seinen Füßen! Noch wollte sich eine Stimme in ihm erheben, ein Etwas, welches selbst die Krankheit noch nicht zerstört hatte — der Glaube, der heilige, unerschütterliche Glaube, der hinausreicht über alle Qualen des Zweifels — aber seine kranke Phantasie, seine ohnmächtige Wuth waren stärker in ihm als sein Gott und er besudelte zuletzt mit seinen Gedanken das einzige Ideal, welches ihm geblieben.

Er versuchte mit fieberhafter Unruhe sich ihr Bild

vor die Seele zu rufen, das schöne Antlitz mit dem Gepräge des Schmerzes, so wie er es zuletzt gesehen, als er sich im tiefsten Jammer aus ihren Armen riß und sie dann an der Veranda der Azotea in die Kniee sank, um für ihn zu beten.

Aber er konnte das Bild nicht halten, seine Gedanken jagten es fiebernd aus seiner Seele und er sah dafür ein altes widriges Weib ihn mit höhnendem Gelächter verfolgen und die Seele äffen, die am Rande der Verzweiflung war.

Als es Tag wurde und seine Sinne klarer, überbrachte ihm ein Diener von der Hacienda Paloma im Auftrage des Generals Castillo einen Brief.

Er war von Natalie in spanischer Sprache geschrieben und lautete:

„Mit Hilfe des Generals Castillo, der sehr liebenswürdig gegen mich ist, wird es mir gelingen, Sie in den nächsten Tagen zu sehen. Schreiben Sie mir mit diesem Boten zurück, wie es mit Ihrer Gesundheit steht und ob ich etwas zu Ihrer Erleichterung beitragen kann. Von dem, was den Erzherzog Maximilian betrifft, darf ich nichts sagen, vielleicht mündlich. Der General wird sich für Sie bemühen, möge Gott geben, daß es ihm gelinge!

Mit den besten Wünschen Natalie Rubitzki."

Eine grenzenlose Wuth auf diesen General erfaßte die Seele Joachims, er war zu krank zum Ueberlegen, das Fieber raste in seinen Adern.

Neben der ungebundensten Eifersucht, die sich am

liebsten wie ein Tiger auf seine Beute geworfen, fühlte er die Kette des Gefangenen und was noch schlimmer war, die Klauen einer herannahenden Krankheit, die seine Glieder umklammert hielt.

Mit an Wahnsinn gränzender Verzweiflung und Hast rieß er ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche und schrieb mit deutschen Buchstaben, die Niemand lesen konnte, einige Worte auf dasselbe, überreichte es dem Diener und sank mit den Worten: „Für die deutsche Semnora, die Braut des Generals," bewußtlos auf sein Lager zurück. —

Am anderen Tage ging Natalie in den Zimmern, welche sie in der Hacienda Paloma bewohnte, unruhig auf und nieder. Zuweilen blieb sie an dem geöffneten Balkon stehen und schaute auf das Dach dort, am Fuße des entfernten Hügels, welches unter dem üppigen Blättergewucher tropischer Gewächse so friedlich dalag. Das Kloster des heil. Franziskus! Von dem wundervollen blauen Himmel, der sich gerade hier über ein so paradiesisches Stück Welt wölbte, schien sie nichts zu bemerken — nicht einmal die smaragdenen Colibri, die sich zu ihren Füßen gesättigt in den Blüthenkelchen strotzender Blumen wiegten.

Ihre Gedanken waren weit ab — bei ihm, dem sie so willig diese Qualen schuldete, die ihre Seele durchkämpfte — für ein einziges schmerzzerrissenes

Wiedersehen! Müde, abgehetzt, von den Liebesbeweisen des Generals gedemüthigt, hatte sie am Abende vorher die Hacienda erreicht.

Auf der langen und beschwerlichen Reise bis hierher war ihr Muße genug geworden, den Schritt zu überdenken, den sie gethan, sich klar zu machen, daß sie der General mit berechtigten Hoffnungen liebe, und sie sich zu einer Handlung hatte hinreißen lassen, die sich trotz der verzweiflungsvollsten Lage, in der sie sich befand, nicht rechtfertigen ließe.

Ihr Bleiben durfte hier nicht sein, was auch geschehen mochte, — das war klar!

Sie hatte die Nacht schlaflos verbracht und jene trostloseste aller Stimmungen war über sie gekommen, die Stimmung, in welcher sie keinen Einklang mehr finden konnte zwischen ihren Handlungen und dem stolzen Bewußtsein sittlicher Reine!

Sie fühlte, sie hatte die erste Linie überschritten, und sah sich in ihrer aufgeregten Phantasie schon dem Abgrund entgegentaumeln, der schauerlich vor ihr gähnte! An den Wänden ihres Zimmers malte die helle Tropennacht gespenstische Gebilde. Es waren grauenhafte Abdrücke ihrer Seele, die ihre großen, übermüdeten Augen da schauten, ihr eigenes, dunkles Leben, welches verzerrt und grinsend vor ihr tanzte, und ihre erregten Sinne quälte! Sie faltete die Hände, sie rang sie in Verzweiflung, sie wollte beten, ihre Seele fand keinen Weg zu Gott.

Dann schloß sie die Augen, um den Bildern an

den Wänden zu entfliehen, sie preßte ihre Hände auf ihr Herz, um seine Schläge zu dämpfen — es half nichts, sie litt grenzenlos!

Endlich, gegen Morgen, stöhnte sie sich in einen unerquicklichen Schlaf! O, aber auch in die Träume hinein wühlte der Jammer und verschonte sie nicht.

Still und glänzend, als wüßte sie nichts von Menschenqual, ergoß die Sonne am andern Morgen ihre goldenen Strahlen über die Berge und spiegelte sich in den Tropfen wieder, die an den Farren und Gräsern zitterten. Weich und duftig strömte die Luft durch die Fenster und koste um die schmerzenden Schläfen Nataliens! Die eleganten Räume, die ihre Augen streiften, riefen sie zurück zur Wirklichkeit, wenn auch der große Spiegel, vor welchem sie ihr Haar ordnete, ihr ein fast fremdes, zerstörtes Antlitz wiedergab.

Der Schritt war gethan, unwiderruflich — es blieb ihr keine andere Wahl, als vorwärts zu gehen, Joachim aufzusuchen und in seinen dankbaren Zügen Muth zu finden für den dornenvollen Weg, den sie weitergehen mußte, bis zu seiner Befreiung! Dann wollte sie ausruhen an seinem Herzen und das Leben auf sich nehmen mit ihm! Was gab es noch für Qualen im Schutze seiner Liebe? Hatte die Welt ihr noch etwas zu geben, wenn sie bei ihm war?

Eine unaussprechliche Sehnsucht erfaßte sie. Sie trat hinaus auf den Balkon, da lag still gebettet das Kloster des heil. Franziskus! Roberto hatte es ihr gezeigt, als er gestern mit ihr vorbeigeritten war!

Die Morgensonne durchleuchtete die Ebene und brach sich in den Gewässern des Rio Blanco. — In der Ferne lehnten sich die sanften Contouren der Hügel San Pablo und El Contera träumerisch gegen den Horizont. Eine heilige Ruhe lag über den Gefilden, — kein Geräusch ließ sich vernehmen, als zuweilen das sanfte Geschmetter eines einsamen Vogels, der sich graziös in den Zweigen eines Olivenbaumes wiegte. Natalie lauschte. Die melancholischen Töne erinnerten sie an den Drosselschlag ihrer deutschen Heimath und ihr herber Schmerz löste sich nach und nach in sanftes Weh. Sie breitete die Arme aus: „Ach, Joachim, meine Liebe zu Dir war größer, als ich selbst, und das durfte nicht sein!“ Dann sank ihr Kopf auf ihren Arm und sie weinte bitterlich.

Als sie sich nach einiger Zeit in die Höhe richtete — trat sie an das Eckfenster, welches nach Westen ging und den Ausblick nach Quertaro gewährte. Sie konnte die Stadt, die im Thale liegt, nicht erkennen — aber sie sah in leichtem Nebel gehüllt den Cerro San Gregorio, zu dessen Füßen das Gemäuer lag — in welchem der unglückliche Kaiser schmachtete. Don Roberto hatte ihr versprochen — sie nach Queretaro zu begleiten — wo sie jedenfalls, wenn nicht Maximilian selbst, so doch das Kloster San Teresita sehen sollte, in welchem er litt und den Cerro de la Campana, auf dem Joachim für seinen Kaiser sein Leben auf's Spiel gesetzt.

Sie hatte, seitdem sie Mexiko verlassen, nichts über Maximilian erfahren. Der General, der sie offenbar

schonen wollte, hatte ihr das Trauerspiel im Theater Iturbide vorenthalten und sie ahnte nichts von den Todesurtheilen Mejias und Miramons.

Aber das Alles wurde dennoch zurückgedrängt von der Angst, die sie Joachim's wegen empfand — auf dessen Antwort wartend — sie fiebernd die Nacht verbracht.

Lebte er und war er noch im Kloster St. Franzisco? Eine grenzenlose Angst kam über sie — eine Angst, die keinen Trost zuließ. — Wenn Joachim ihr verloren wäre. — Welche zweideutige Stellung nahm sie dann hier ein? Welche Stellung einem Schwarm leichtsinniger Offiziere gegenüber, deren Begegnung sie nicht auf die Dauer vermeiden konnte?

Sie hatte das Billet schon gestern im Beisein des Generals geschrieben — sie durfte kein warmes Wort sagen — aus Rücksicht für ihn — aber das blieb sich auch gleich — was konnte sie in dieser Beziehung Joachim mittheilen, was er nicht wußte? Nicht ein einzigesmal stieg der Gedanke in ihr auf, Joachim könne ihre Worte mißdeuten. Waren es denn nicht ihre Züge und ihre Seele, die ihm aus denselben entgegenwehten? Je mehr sie sich in dem Gedanken an ihn vertiefte, je heißer wurde ihre Sehnsucht. Stunde um Stunde verging — da endlich — — —

Sie hielt das Billet zwischen ihren zitternden Fingern — Joachims Hand hatte darauf geruht — er war in ihrer Nähe und lebte. — — Ihre Augen flogen über die Züge — immer größer — immer starrer hingen

sie daran, dann sank sie auf den nächsten Stuhl und ihr Herz hörte ein paar Augenblicke auf zu schlagen.

„Ich habe keine Gemeinschaft mehr mit der Braut eines Anderen. Ich will keine Zusammenkunft mit einer Dame, die dieselbe Jedem gewährt — Joachim v. Treskowitz hat aufgehört, Natalie Rubitzki zu lieben."

Sie drehte das Blatt nach allen Seiten, es konnte nicht sein! An irgend einer Stelle mußte noch ein Wort stehen — ein einziges, zärtliches Wort! Das konnte nicht Joachim sein, der Joachim, dem sie beinahe ihre Ehre geopfert. — — Ehre? War es das, was Er nicht ertrug? konnte er wirklich glauben, sie — Natalie — die nie ein anderes Empfinden gekannt, als das stolze Selbstbewußtsein und ihre unsagbare Liebe zu ihm, sie hätte ihre Ehre in einem andern Sinne gefährdet, als nur scheinbar um eben dieser Liebe willen? „Joachim, Joachim, ich ertrage das nicht! Das Schicksal mag mich von Elend zu Elend peitschen, heimathlos, arm — allein — ohne Dich jemals wiederzusehen, aber wir dürfen nicht den Glauben verlieren, an unsere Liebe!"

Sie hatte sich aufgerichtet, trat hinaus auf den Balkon, ihre Augen maßen den Weg und die Entfernung bis zu dem Kloster des hl. Franziskus.

„Ich muß hinüber, ich muß ihn sprechen. So komme ich nicht weiter, keinen, keinen einzigen Schritt. Was habe ich jetzt noch für Rücksichten zu nehmen, wenn Er — Er — Joachim — mein Joachim — mich einer Welt preisgibt, in der ich keine Heimath mehr habe?

Ich muß vor ihn hintreten, Auge in Auge, — er muß die Stimme hören, die einst seine theuerste war, er muß die Thränen sehen und fühlen, die ich schon um ihn geweint und dann — dann soll er den Muth haben mir zu sagen, daß Joachim v. Treskowitz aufgehört habe, Natalie Rubitzki zu lieben!"

Sie nahm das Blatt, welches sie noch zwischen ihren Fingern hielt und zerriß es in Atome — dann gab sie sie dem Winde preis, der sie arglos, als wären es Lenzesblüthen, über die duftige Sierra trieb!

— — — — — — — — — — —

Sie wollte nicht weich werden — heute nicht. Es galt ihre ganze List, den General zu bewegen, ihr zu gestatten, den Gefangenen zu sprechen, der ihr Landsmann war und der Verlobte ihrer Freundin. Sie hatte ihm versprochen, sich Nachmittags auf einem Spazierritte von ihm begleiten zu lassen. Nach Queretaro wollte sie erst, wenn sie Joachim gesprochen — das Wie, das befahl sie wieder Gott — er wußte allein ihre Schritte nach dem Kloster des hl. Franziskus zu lenken. Ach, welche traurige Rolle spielte sie dem General und ihren Freunden in Mexiko gegenüber. Wie tief und schmerzlich war sie sich dessen bewußt! Und wie liebenswürdig und fein benahm sich der General! Sogar von den etwas geräuschvollen Mahlzeiten — da er verschiedene liberale Offiziere von den herumlagernden Regimentern bei sich beherbergte — hatte er sie entbunden und ließ ihr auf ihren Zimmern serviren. Sie war so vieler Rücksicht und Güte nicht werth. Und dann dachte sie an Frau

Alvarez, an Teresita und an die viele Liebe, die man ihr, der Fremden, auch dort entgegengebracht!

Sie ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her — das mußte anders werden — sie hatte die Zügel ihres Schicksals selbst in die Hand nehmen wollen und jetzt sah sie ein, daß das über Menschenkraft ging. Sie fühlte, daß unser Wollen wie unser Wissen hier auf Erden seine Grenzen hat, aber dessen war sie sich doch mehr als je bewußt, daß sie zu Joachim gehöre und daß ihr Leben tropfenweise verbluten müsse ohne das Bewußtsein seiner Liebe. Und das sollte auch jetzt Frau Alvarez wissen, es bliebe sich ja nun doch alles gleich. Ihr Aufenthalt hier konnte sich nur auf Tage beschränken und wenn es ihr heute gelingen sollte, Joachim zu sprechen, so wollte sie morgen nach Queretaro und ihre Verwandten, die sie nie gesehen, um Gastfreundschaft bitten, bis Joachim befreit war. Sie warf noch einen langen Blick hinüber in die Richtung des Klosters von St. Franziskus — dann trat sie entschlossen zum Schreibtische und schrieb einen langen ausführlichen Brief an Frau Alvarez. Jetzt, wo das Leben in derem Hause hinter ihr lag und alles abgeschnitten, was sie an diese Familie gebunden, jetzt fühlte sie erst, wie viel die Mitglieder derselben ihrem Herzen geworden waren. Sie holte weit aus, sie schrieb von ihrem frühsten Denken, mit voller Seele, tiefster Wahrheit und vollkommener Schonungslosigkeit gegen sich selbst. Sie legte ihr Verhältniß dar zu Joachim v. Treskowitz und klagte ihr Verhalten gegen den General Castillo an. Sie

schrieb, wie man nur denen zu schreiben pflegt, von denen es uns nicht gleichgültig ist, wie sie von uns denken, in deren Herzen wir fortleben möchten, selbst wenn uns eine Welt gerichtet hat. —

Als sie geendet, war sie ruhiger geworden, sie glaubte wenigstens, ihre Seele von den Schlacken gereinigt zu haben, die das scheinbar undankbare Fortgehen aus dieser Familie darin zurückgelassen, sie glaubte abgeschlossen zu haben mit einem Stück Vergangenheit, welches in Zukunft wohl keine Beziehung mehr haben würde mit ihrem Leben. Ein paar einsame Thränen fielen auf das Blatt, während sie es zusammenfaltete. Das Menschenherz forderte sein Recht, der Zoll muß gegeben werden, wenn die Grenze überschritten wird, die zu einem neuen fremden Lebenswege führt.

Draußen im Corridor wurde jetzt die Stimme des Generals zwischen denen anderer Offiziere hörbar. Sie sprachen leidenschaftlich und erregt, als habe sich etwas Besonderes ereignet. Natalie erhob sich — es war 5 Uhr Nachmittags, die Zeit, welche sie dem General angegeben, um sich von ihm auf einem Spazierritte begleiten zu lassen. Ihr Mittagessen war im Nebenzimmer servirt und schon erkaltet. Sie hatte es nicht einmal bemerkt. Sie aß etwas kalten Braten, ein wenig nach mexikanischer Sitte zubereitete Dulce, und begann dann sich des eleganten Reitkleides zu bedienen, welches die Recamerera ihr über den Stuhl ihres Schlafzimmers gebreitet hatte.

Während sie vor dem Spiegel stand und ihren

Hut zurecht setzte — dachte sie an Joachim — sie hatte seine bitteren Worte, die nur ein Wahn ihm aus der gequälten Seele herausgepreßt haben konnte, vergessen und träumte von einem Wiedersehen.

Ein sanftes Lächeln glitt über ihre ernsten Züge und gab ihnen ein weiches Gepräge. Fast in demselben Augenblick meldete das Mädchen den General.

Er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen — ein Strahl von Glück ging über sein Gesicht, als er die stolze, edle Gestalt Nataliens sah — die sich ihm lieblich und dankbar entgegenneigte.

„Die Pferde sind bereit, Donna Natalie," sagte er, „ich will Ihnen ein Stück unserer schönen Heimath zeigen, der Sie, trotz aller nordischen Schönheiten, die Sie in sich aufgenommen, Ihre Bewunderung nicht versagen werden."

„O, ich finde die Hacienda Paloma reizend, General."

„Aber dennoch sehen Sie ernst und müde aus," unterbrach er ihre stockende Rede, während er einen prüfenden Blick über ihr ausdrucksvolles, bleiches Gesicht warf; „ich überließ Sie heute absichtlich der Ruhe und störte Sie nicht — ich will nicht hoffen, daß Sie irgend etwas vermißten."

Er gab ihr den Arm und führte sie hinunter in den Hof — ein zartgebautes schwarzes Pferd mit glänzendem Fell und edlen Gliedern erwartete Natalie. Roberto hob sie in den silbergrauen Sattel, der auf blauseidener Decke lag — keine Königin konnte stolzer

aussehen als sie. Der General selbst ritt einen braunen Hengst, er war heute in Gallauniform und das befremdete Natalie um so mehr, da er die letzten Tage ausschließlich Civilkleider getragen. Sie hatte auch seine Stimme den ganzen Tag über nicht gehört, war er nicht vielleicht doch — in Diensten in Queretaro gewesen — und verschwieg ihr, was er vom Kaiser und den Gefangenen wußte?

Sie waren eine Weile stillschweigend einen schmalen Pfad entlang geritten, der nicht direct nach dem Kloster St. Franzisco führte — Nataliens Augen blieben dennoch in der Richtung desselben gebannt — dann bogen sie um einen kleinen Hügel, der ihnen den Ausblick verbarg. Es war ein ziemlich breiter, steiniger Pfad, in den sie lenkten, mit hohen Abschichtungen von der einen Seite, während die andere große Felder von Mais und Aloe begrenzte. Im Hintergrund sah man die blaue Bergkette, die eben in der Beleuchtung der letzten Sonnenstrahlen in stimmungsvoller Lichtung lag. Die Luft war würzig, wie sie nur der Süden kennt und spielte sanft mit den lichtbraunen Lockenringeln des schönen Mädchens.

„Und haben Sie Antwort von Treskowitz erhalten?“ fragte endlich der General, der offenbar die ganze Zeit daher ein Genüge gehabt im Anblick seiner Begleiterin.

„Ja,“ sagte Natalie mit einem leichten Schatten in dem Ton ihrer Stimme, „Hauptmann v. Treskowitz ist im Kloster des hl. Franzisco.“

Der General schwieg abermals, gab aber dem Pferde die Sporen und lenkte sie aus dem gleichmäßigen Trab in einen sanften Galopp. Er hatte den Schatten in Nataliens Stimme wohl kaum bemerkt. In seinem Herzen sah es hoffnungsfreudig und sonnig aus, ganze Meereswellen von Glück wogten in ihm auf und nieder, er hatte heute in Queretaro die Gewißheit erlangt, daß man mit dem größten Theil der Offiziere anständig verfahren werde — und wenn er Natalie davon überzeugt — hatte er sein Wort gelöst.

In den nächsten Tagen mußte sie seine erklärte Braut sein — in wenigen Wochen — sie, die keine Heimath hatte — sein Weib.

O, er war doch nach mancher verbitterter Lebensstunde — ein glückbeseligter Mensch! Abermals streiften seine Augen ihre Gestalt und dann blieben sie an den wunderschönen Linien des Gesichtes haften, dessen Wünsche zu lesen, künftig das Streben seines Lebens sein sollte!

„Donna Natalie," sagte er, von diesen Gefühlen in eine sanfte Stimmung getrieben, „würde es Ihnen angenehm sein, sich nach dem Befinden des Hauptmanns v. Treskowitz zu erkundigen?"

„Sie sind so gütig, Don Roberto, aber ich könnte ihn jetzt doch wohl nicht sprechen, es würde für Sie eine zu langweilige Stunde werden."

Ihr Herz sehnte sich nach ihm, aber konnte sie ihm entgegentreten nach dem empfangenen Briefe, im Beisein des Generals?

„Ich habe so wie so mit dem Kommandanten zu

reden," fuhr dieser, als hätte er ihre Gedanken errathen, fort, „und gönne Ihnen ein Plauderstündchen mit ihm in dem Bosquet des Gartens, oder am Abhange des Hügels, wie es Ihnen gefällt."

Natalie hatte ihn dankbar angelächelt, sprechen konnte sie nicht.

Eine Stunde mit Joachim, von ihm zu hören, daß er sie liebe, von seinen Lippen ein erbarmendes Wort, o, sie bedurfte ihrer ganzen Kraft, um die Thränen zurückzuhalten, die sich in ihre Augen drängen wollten.

Eben wollte sie dem General den Vorschlag machen, die Pferde umzuwenden und den Weg zurückzureiten, als, wie aus der Erde gezaubert, das zerbröckelte Gemäuer des Klosters vor ihnen lag.

Der General hatte Natalie durch einen kleinen Umweg geführt — um ihr den wundervoll überraschenden Anblick zu gönnen, den das Kloster von dieser Seite bot.

Aber das junge Mädchen hatte in dem Augenblicke kein Verständniß für das liebliche Bild zu ihren Füßen, sie sah nichts als das alte Gebäude, um dessen Mauern sich als einziger Schmuck ein wilder Epheu schlängelte und es mit unzerreißbaren Banden umklammert hielt.

Ein paar Augenblicke später und ihre Pferde hielten an der Klosterpforte. Ein wachehabender Soldat präsentirte das Gewehr und verweigerte den Eingang.

„Ich wünsche den Kommandanten zu sprechen,"

sagte der General barsch und geärgert über ein so wenig subordinirtes Benehmen.

„Ohne besondere Erlaubniß kann Niemand hier herein. Seit zwei Stunden ist der Typhus ausgebrochen und die gesunden Gefangenen sind unter dem Oberbefehl des Kommandanten in das jenseitige Gebäude gebracht."

Der Soldat präsentirte noch immer.

Schon hatte der General sein Pferd umkehren lassen, um auf die andere Seite zu reiten, als er den Kopf noch einmal zurückbog.

„Wie viele Offiziere sind vom Typhus befallen?"

„Drei."

„Und sie heißen?"

„Hauptmann Garcias, Secondelieutenant Torre und Hauptmann Treskowitz."

Natalie fühlte, wie alles Blut aus ihrem Herzen wich — es wurde dunkel vor ihren Augen, sie ließ die feine Reitpeitsche auf den Boden gleiten und als der General zu ihr zurücksah, hing sie wie eine Leiche im Sattel. — Er sprang vom Pferde, hob sie von dem ihren und geleitete sie sanft auf dem schmalen Pfade dem Maisfelde entlang — der direkt zu der Hacienda Paloma führte.

„Wollen Sie hier ausruhen, Semorita, bis ich Jemanden finde, der uns einen Wagen besorgen könnte?"

„Nein, ich danke, mir ist schon wieder wohler. Wie weit ist es bis zur Hacienda?"

„Nicht über eine halbe Stunde."

„Dann möchte ich zu Fuß gehen, Sennor, — bitte, überlassen Sie mich meinem Schicksal, ich folge Ihnen langsam, der Gang wird mir gut thun."

Ihre Stimme hatte einen tiefen Klang. Der General sah mit einem Ausdruck von Liebe in ihr Gesicht. Er sagte nichts — aber schon hatte er einen Knaben entdeckt, den er mit den Pferden nach Hause schicken konnte, nahm Nataliens Arm und legte ihn, als ob sich das von selbst verstände, in den seinen.

„Stützen Sie sich fest auf mich, Sennorita, die weiche, frische Abendluft wird Ihnen gut thun und Ihre Seele von dem Schreck erlösen, den Ihnen der Typhus eingejagt. Das Gift der Krankheit saugen die herrlichen Lüfte auf und sie wird sich sicherlich nicht bis zur Hacienda Paloma erstrecken. Und was Ihren Landsmann angeht" — fuhr er fort, als Natalie noch immer schwieg, — „so werde ich dafür sorgen, daß er in besondere Pflege kommt — ich habe Verbindungen im Orden der barmherzigen Schwestern, die ein paar Stunden von hier ihr Asyl haben — die zuverlässigste soll ihm zugegeben werden, Sennorita — ich werde mich seiner annehmen, als ob er mein Bruder wäre."

Er zog den Arm Nataliens fester in den seinen.

„Wie kann ich Ihnen danken, Sennor?"

„Dadurch, daß Sie mir erlauben, Ihnen durch das ganze Leben dienen zu dürfen, Sennorita."

Seine Stimme, die schon für gewöhnlich etwas tief Sympathisches hatte — schien jetzt direkt aus dem Herzen zu kommen — aber er wagte kein weiteres

Wort — nicht einmal das Glück, ihren Namen auszusprechen, gestattete er sich. — Don Roberto Castillo war eine vornehme Natur, er wollte keinen Vortheil aus ihrer hilfsbedürftigen Lage ziehen — aber dennoch, als er jetzt in ihr schönes Gesicht sah — und sie ihre sprechenden tiefen Augen in dankbarer Rührung zu ihm aufschlug — da war es ihm, als müsse er vor ihr niederknieen und den Saum ihres Kleides küssen. Natalie senkte von dem Feuerstrahl seiner Augen getroffen ihr Gesicht zu Boden, es stiegen Ahnungen in ihr auf, die ihr das Blut aus dem Herzen zu holen schienen — sie fühlte, wie der Arm des Mannes bebte auf dem der ihre lag. Gehörte er dennoch zu jenen Naturen, denen die Liebe zum Schicksal wird? Was hatte sie gethan? Ein Seufzer, der einem inbrünstigen Gebete glich, stieg aus ihrer Seele auf.

„Don Roberto," sagte sie endlich, aus ihrer gequälten Seele heraus — „Ihr schönes Vaterland kann nie meine Heimath werden — — nie —"

„Sagen Sie kein Wort weiter, Sennorita," antwortete der General sanft, — „die Schreckenstage haben Sie müde und krank gemacht — es wird besser werden. — Sie haben mir einst selbst gesagt, daß Sie auch in Ihrem Vaterlande — keine Heimath hatten. Daß — — — Sie ohne Familie darbten und litten."

„Aber Sie, Don Roberto," unterbrach sie ihn hastig, „Sie selbst sind des besten Looses werth — — es würde eine Sünde sein," — — — Ihre Stimme stockte.

Der General war tief erschüttert — seine ganze

große Seele umfaßte das Mädchen, welches da an seinem Arme hing. —

Die Leiden, die sie gereift — hatten sie ihm näher gebracht. Er war unfähig, ein Wort zu sprechen — aber seine Lippen neigten sich jetzt im Uebermaße des Empfindens auf ihre Hand.

„Don Roberto," fuhr sie nach einer Weile fort, aber mit einer Stimme, die nur noch einem Hauche glich, und verklang — „es ist eine Andere, die Sie zu lieben meinen, mich — mich kennen Sie nicht — was — wollten Sie mit mir — die kein Herz mehr zu vergeben hätte?" — — —

Sie erschrack über sich selbst, als die Worte über ihre Lippen geschwebt — ihre Augen fielen jetzt auf das immer mehr in der Ferne verschwimmende Gemäuer, in welchem Joachim lag — vielleicht sterbend mit dem Groll im Herzen. — Nur noch zwei Tage weiter bis sie ihn gesprochen — so lange mußte sie den General aus Klugheit im Unklaren lassen — und dann wollte sie zu seinen Füßen bekennen und um Verzeihung flehen.

Castillo war stehen geblieben und hielt ihre beiden Hände in den seinen — sie hatte es nicht einmal bemerkt.

„Kein Herz mehr, Natalie — gar keines? wäre es nicht möglich — nie — Vergangenes zu vergessen?"

Ihre Augen irrten am Boden und sie dachte an Joachim. „O es bringt ins Elend," hauchte sie in Gedanken versunken — „ins tiefste Elend, zu denken, daß man vergessen könne — was man geliebt!"

Roberto sah in ihr Gesicht und er dachte, daß das wohl ein vergangenes schweres Leid aus der Heimath sein müsse, von dem sie gesprochen. „Auch in meinem Leben liegt Kampf und Schmerz," sagte er daher — „so werden wir uns um so besser verstehen. — Ich habe einen Tag erlebt," fuhr er leise fort — während sein dunkles Auge traurig am Fuße des Hügels von La Cantara haftete — „an dem ich glaubte, daß ich allein bleiben würde und müßte — für immer. — Vielleicht wäre es auch besser" — setzte er leiser, wie zu sich selbst redend hinzu, — „aber ich hatte damals ja keine Ahnung, daß es eine unbezwingbare Macht gebe, fast ein Naturgesetz — das uns gebietet und uns zu Sclaven macht. O Natalie, was sie mir auch sagen können aus ihrem vergangenen Leben — nicht heute — nicht hier. Nicht angesichts dieser Landschaft — sie ist so großartig — und dabei so still und erinnerungsvoll für mich — hier ließe sich nichts vergessen, hier prägt sich Erlebtes für eine Ewigkeit ein."

Natalie hatte das Gefühl, als zittere selbst der Baum, gegen den sie einen Augenblick ihren heißen Kopf gelegt. Die Sonne, deren Strahlen bis jetzt noch auf den Spitzen der Berge geruht, war nun ganz versunken, die Nebel wälzten sich nach und nach aus der Ebene herauf und breiteten sich über die Hügel.

Die Beiden waren still geworden und gaben sich dem Eindruck hin, der seine heilige Ruhe bis in ihre Herzen strömte.

Wie schön ist die Welt — wie voll tiefen Friedens

— dachte Natalie, und wie bitter und herbe der Menschen Leid. Sie fürchtete in diesem Augenblicke nicht mehr den Tod Joachims — er schien ihr eher eine Erlösung, wenn sie ihn mit ihm theilen dürfe — ihr graute nur davor, daß er unversöhnt sterben könne — und das ging über ihre Menschenkraft.

Der General hatte sie, ohne daß sie es bemerkt, den Hügel, an dessen Abhange sie gingen, hinaufgeführt. „Das ist Queretaro, Sennorita," sagte er, indem er stehen blieb und in der Ferne einen platten Bergkegel bezeichnete — zu dessen Füßen sich ein Häusermeer mehr ahnen, als sehen ließ. „Sehen Sie den hohen Gipfel dort nordwestlich? da liegt die Cruz — wo der Kaiser sein Hauptquartier hatte."

„Und das feste Gemäuer auf jener Seite?" fragte Natalie.

„Das Pantheon, der Begräbnißplatz der besseren Familien von Queretaro."

Natalie stand regungslos. Der General störte sie nicht, aber während ihre feuchten Augen in Erinnerungen wühlend, dort gebannt waren — hingen die seinen an ihrer edlen Gestalt und den ausdrucksvollen Zügen, die ihm von Minute zu Minute theurer geworden. O um des Mädchens willen, das er liebte, — hätte er das Leben des Kaisers schonen mögen — wenn es in seiner Macht gelegen. Aber seine Ansichten gingen mit denen seiner Parteigenossen — die Achtung, die sie Alle der Person Maximilians zollten, durfte nicht in die Waagschale der Richter fallen.

Natalie sah noch immer in Gedanken versunken in die Richtung von Queretaro. Ihre braunen Flechten, die der scharfe Ritt etwas zerzaust — waren bis tief in den Nacken gesunken und gaben dem Kopf einen unwiderstehlichen Reiz.

„Ist das der Cerro de la Campana?“ fragte sie, während sie mit dem Finger den glockenartigen Berg bezeichnete, der jetzt nur noch wie eine breite Nebelflocke über der Ebene von Queretaro lag. Sie hatte das Gesicht voll zu dem General gewandt.

„Ja, Semorita, da war es, wo die Liberalen den letzten Sieg erfochten und Maximiliano de Habsburgo zum Gefangenen machten.“

Und wo Joachim für seinen Kaiser blutete, echote es in ihrem Herzen. Noch einen langen, schmerzlichen Blick warf sie in die Richtung des Cerro de la Campana, auf die stille Ebene und etwas weiter, wo eine Kette phantastisch geformter Berge den Hintergrund einer der reizvollsten Landschaften bildete. — Einen Augenblick legte sie ihren Kopf, den sie von dem Hute befreit hatte, gegen den Stamm einer feingeblätterten Tamarinde, neben welcher sie stand — dann gab sie wieder ihren Arm dem General, der sie den Hügel hinunterführte.

Die Landschaft war jetzt eine andere. Vor ihnen lag die Hacienda Paloma, deren ausgedehnte Anlagen sich bis zu dem Fuße zweier, von bunten Flechten und Moosen umhüllten Felswände drängten und sie mit ihren fremden Farren und Bosquets umklammert hielten.

Auf der Höhe stand ein einsamer eigenthümlich beasteter Baum, ein Abies religiosa, und reckte seine Zweige melancholisch im Dämmerschein. Im Hintergrunde hörte man das leise Gurgeln des Rio Blanco, dessen Wasser aus dem engen Bett heraus von Zeit zu Zeit gegen die Felsen brandeten. Welch eine schöne, friedevolle Heimath müßte das sein, dachte Natalie, von den fremden, reizvollen Eindrücken überwältigt und dann warf sie einen flüchtigen Blick auf die männlich schöne Gestalt des Generals — der neben ihr ging und dessen Gesicht tief beschattet war.

Grübelte er den Worten nach, die sie ihm vorher gesagt? Noch einmal warf sie einen Blick über die dämmernden Gefilde und ihr Herz wiederholte sich was der General gesprochen: „Hier läßt sich nichts vergessen!“

Sie gingen schweigend bis in den Park der Hacienda. Natalie zog ihren Arm leise aus dem des Generals. Er stand vor ihr und sah ein paar Augenblicke in ihr Gesicht. Er wollte sprechen, aber er fand keine Worte. Endlich sagte er in gedämpftem schmerzlichem Tone:

„Semnorita, vergessen Sie, was wir heute gesprochen, Sie sind leidend und heimwehkrank, da ist die Seele befangen — ich hätte das wissen sollen und klage mich an. Nur Eines möchte ich Ihnen sagen — ich gebe Alles — Alles was das Leben an Freud und Leid in einer Menschenseele aufgespeichert hat, aber ich fordere dafür auch Alles — Alles von Ihnen

für Alles — ich, ich könnte mich nicht mit Almosen begnügen."

Natalie wollte etwas erwidern — aber sie fand keine Worte — und ehe sie recht zu sich selbst kam, war der General unter den dichten Bäumen des Gartens verschwunden. Sie suchte ihre Zimmer auf. — Noch einmal versuchte sie es, sich die Ereignisse dieses Tages klar zu machen, aber selbst die Gedanken versagten — sie kleidete sich aus und sank halb bewußtlos auf ihr Bett.

Während dem saß der General, den Kopf tief in die Hand gesenkt, auf einer niederen Bank unter einer malerischen Gruppe von Farrenbäumen, deren zartgefiederte Blätter sich leise über seinem Haupte wiegten. Ueber der kleinen Lagune zu seinen Füßen säuselten zahllose Wasservögel um die schwimmenden Blätter der träumenden, weißen Seerosen und der blau blühenden Pontederien.

Auf einem Hügel seitwärts streckte sich eine Anzahl dünnstämmiger Rohrpalmen, gleich feinen schlanken Lilien, durch das dunkle Dickicht zahlloser Leguminosen. Die Luft war feucht und voll herrlichen Duftes. Er achtete es nicht. Nur von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Fläche der Hand, in welcher sein Kopf lag, müde über seine Stirne. Die fremde Erscheinung des nordischen Mädchens hatte für ihn unsagbare Reize. Aber über das Glück, welches seit der letzten Zeit seine Seele geschwellt, hatte der heutige Tag seine Schatten gelegt. Hatte Sie ihm nicht gesagt — daß — daß sie kein

Herz mehr zu vergeben? Oder war es nur die angstgejagte Stimmung der Stunde, die ihr diese Worte aus der Seele gepreßt? Er hatte ihr vor ein paar Augenblicken geflüstert — nur Alles für Alles — und jetzt war es so öde — so leer, so einsam in seiner Seele. O, er hätte ihr zu Füßen sinken mögen und sie anflehen, die Worte zu vergessen — ihm, wenn es denn nicht anders sein könne, nichts zu geben — gar nichts — für Alles! Nur ihre Stimme hören, ihren Schritten lauschen, den Kopf sehen mit dem feinen Profil, wenn er sich licht vom dunklen Horizonte hebt, ihre Wünsche aus der Seele lesen — aus der großen, seltenen, ernsten Seele, aus der dennoch ein Hauch in die seine gedrungen und dort nicht mehr sterben konnte.

Jetzt erhob er sich und ging mit hastigen Schritten an der Lagune vorüber durch die engen Gruppen niederer Palmen bis zu dem Hügel, auf welchem Natalie vor einer Stunde das seltsame Geäst des Abies religiosa bewundert hatte. In der Richtung, wo Queretaro lag, erhob sich die halbe Mondessichel und übergoß mit magischem Lichte den Park.

Castillo blieb stehen. Er hatte diesen Anblick unzählige Male gehabt — aber niemals war ihm die Schönheit so zum Bewußtsein gekommen als in dieser Stunde. Er stieg bis hinauf auf den Hügel und sah hinüber nach Queretaro.

Das Todesurtheil war unterzeichnet — es gab das morgen einen harten Tag, er mußte es Natalien

mittheilen. Wenn der Kaiser dennoch fliehen würde in dieser Nacht? Um des Mädchens willen, des seltenen Mädchens, wäre er fähig gewesen — zurück in das Haus zu flüchten und die Augen zu schließen, wenn jetzt ein einsamer Reiter dort jenseits des Rio Blanco auftauchen — und hinter jenem Felsenriff verschwinden würde. — —

Es schüttelte fröstelnd seine Glieder und kühl fuhr es durch sein Herz.

Oben in Nataliens Zimmer war es dunkel. Hatte sie sich ohne Abendbrot schon zur Ruhe begeben? Sie lebte in seinem Hause wie eine Gefangene, selbst seiner Mutter hatte er sie nur flüchtig vorgestellt. Sie wünschte es so, was hätte er nicht gethan für sie?

Die alte Frau sah besorgt in sein Gesicht, als er ihr spät vor Schlafengehen, wie er es immer that, eine Gute Nacht bot.

Er sagte nichts und auch sie schwieg, als er seine Lippen auf ihre Hand drückte, aber in der Thüre, da wandte er sich noch einmal um und ein herzlicher tröstender Blick traf ihr sorgendes Mutterauge.

Natalie erwachte am andern Morgen nach tiefem Schlummer. Sie hatte in glücklichem Traume die Ereignisse des letzten Tages vergessen! Aber als jetzt ein paar dumpfe Schüsse in die helle Morgensonne hinein dröhnten und sie erweckten, gestalteten sich nach und

nach alle Ereignisse wieder lebendig in ihrer Erinnerung. Ihr erster Gedanke war Joachim, der in Fieberphantasien allein dort in dem zerbröckelten Gemäuer lag — und aufgehört hatte, an sie zu glauben. Sie erhob sich rasch, trat auf den Balkon und maß noch einmal die Entfernung, die sie von ihm schied. Nein, nein, das konnte nicht sein, was auch Gott über sie verhängt haben mochte. Er konnte ihn nicht sterben lassen, ohne das versöhnende Wort. Sie mußte zu ihm, er mußte es wissen, daß es für sie keinen Platz auf Erden gab, als bei ihm!

Abermals dröhnten über den Cerro de la Campana herüber drei hohle Schüsse.

Sie wischte die Thräne, die Schmerz und Verzweiflung in ihr Auge gepreßt, langsam mit der Fläche der Hand fort — und wandte den Kopf nach Norden — wo still zwischen den thaufeuchten mit Farren und Cacteen bewachsenen Hügeln, die Ebene von Queretaro lag. — Ihre Augen wurden immer größer und glänzender, ihre Hände falteten sich und ihre Brust hob sich erlöst.

„Der Kaiser ist sicher geflohen," hauchten ihre Lippen und ihre Augen richteten sich dankbar zum Himmel. „Das waren wohl die Schüsse, die Escobedo ihm nachgejagt," — und jetzt sank sie langsam in die Kniee und betete — so wie damals auf der Azotea in Mexiko — für den Kaiser — für seine Errettung — und um die Liebe — nur um die Liebe ihres Verlobten.

Ach was war in den Monaten durch ihre Seele

gegangen — fast hatte es ihr alle Fähigkeit geraubt — jemals wieder an Glück zu glauben. Aber dennoch, als sie sich jetzt erhob, glitt ein Lächeln über ihre Lippen — sie hatte den Entschluß gefaßt, sobald die dunkle Nacht sie verbergen konnte, dort an die Pforte des Klosters zu gehen — und den Soldaten mit dem Gewehr — der gestern dem General den Eingang versagt — zu bitten, sie hinein zu lassen zu ihm — ihrem Verlobten. Nach allen den Kämpfen, die ihre Seele durchrungen, wäre sie sich ja reich vorgekommen, nur im Besitze seiner Liebe, sie würde ihr genügen, selbst wenn sie der Tod schied. So dachte sie heute in der gänzlichen Verarmung ihrer Seele, in die auch noch die Vorwürfe hinein dämmerten, daß sie das Schicksal des Generals so freventlich in ihre Bahnen gezogen. Das mußte ein Ende nehmen!

Im Hause war schon ein reges Leben. Thüren wurden auf- und zugemacht und Natalie hörte gleichmäßige Schritte im Corridor, die sich vor ihrer Thüre hin und her bewegten.

Vielleicht wußte der General etwas von Joachim?

Sie kleidete sich rasch an und trat hinaus in die blumendurchduftete Veranda, welche die Hand des Generals, seitdem sie geäußert, wie reizvoll sie diese Einrichtung der mexikanischen Häuser fände, in den blühendsten Garten verwandelt hatte.

Castillo war offenbar vor ihrer Thüre auf- und abgegangen und hatte sie erwartet. Trotz ihrer Ermattung sah sie schön und gebieterisch aus, als sie,

noch etwas reservirter als gewöhnlich, Don Roberto die Hand gab.

„Ich erwarte Sie seit einer Stunde, Sennorita," sagte er ernst. „Die traurigen, erschreckenden Dinge, die sich begeben, kann ich Ihnen leider nicht vorenthalten, aber doch sollten Sie dieselben nicht schonungslos durch Andere erfahren."

Natalie riß die Augen weit auf, sie dachte an Joachim, in ihrer Seele mischte sich Alles wild durcheinander, sie fühlte, daß sich etwas Entsetzliches ereignet haben müsse und versuchte in des Generals düsteren Zügen zu lesen.

Castillo suchte offenbar nach Worten — er zerpflückte beinahe krampfhaft eine rothe Camelia, die er von einer Staude gerissen hatte, die neben ihm stand, hob dann den Kopf etwas in die Höhe und sagte endlich, ohne das junge Mädchen anzusehen: „Wir können heute nicht nach Queretaro reiten, Sennorita, der Ritt würde Sie zu sehr angreifen und den Kaiser —"

„Der Kaiser, der ist geflohen, ist es nicht so?" unterbrach ihn Natalie wie erlöst.

„Nein, nicht geflohen, aber wir würden dennoch zu spät kommen."

„Zu spät?"

Roberto sah das junge Mädchen erbleichen und mit zitternden Händen die Säule umklammern, neben welcher sie stand. „Was ist mit dem Kaiser?" stammelte sie hohl und angsterfüllt.

„Haben Sie nicht die Schüsse gehört, die vor un-

gefähr einer Stunde drüben an den Bergen widerhallten? Der Kaiser von Mexiko hat aufgehört zu leben."

„Elende Verräther!" wollte es sich über des Mädchens Lippen drängen, aber sie verschluckte die Worte und preßte nur die Hand fest auf das ungestüm jagende Herz. In ihrem Geiste hörte sie das Dröhnen der Gewehre in den stillen Tropenmorgen hinein, welche das unglückliche Herz Maximilians zerrissen. — O, sie hätte schaudernd fliehen mögen vor sich selbst und seinen Mördern.

„Donna Natalie," sagte der General sanft, während er sie zum Divan leitete, der unter einem hohen Ficus stand, „hätte es in meiner Macht gelegen, ich würde das Leben Maximilians geschont haben, schon um Ihnen den Schmerz zu ersparen. Aus dem Kloster von St. Franzisco kann ich Ihnen dagegen bessere Nachrichten geben," begann er nach einer Weile, „Joachim v. Treskowitz ist allerdings vom Typhus befallen, aber das Fieber ist bis jetzt kein gefährliches."

„Sind die Nachrichten von heute Morgen?" fragte das Mädchen leise.

„Sie sind soeben eingetroffen. Ich habe dafür gesorgt, daß die zuverlässigste der Schwestern ausschließlich ihm zur Pflege gegeben werde."

„Ich danke," hauchte Natalie.

Der General hatte sich abgewandt — der schmerzvolle Ausdruck im Gesichte des Mädchens that ihm weh. Konnte er die Ahnung nicht mehr zurückdrängen,

die seit gestern, seit der verhängnißvollen Worte Nataliens, ihn quälte?

Natalie sah ihm nach. Zum ersten Male war sie sich seiner Liebe voll bewußt — er las ihr die Wünsche aus der Seele heraus — und wie bitter war diese Erkenntniß. Sie fühlte, wie ihr die brennenden Thränen aus dem Herzen heraufstiegen —. Und doch — das unglückliche Schicksal Maximilians verdrängte für den Augenblick Alles — sie mußte allein sein und mit sich selbst fertig werden. Als sie sich erhob, wandte sich der General um — seine Augen blickten seltsam feucht — auch er hatte keine glückliche Nacht verbracht —.

Natalie sah einen Augenblick zu ihm hin, sie wollte etwas sagen und konnte nicht, nur ihre Lippen neigten sich leise wie ein Hauch auf seine Hand. Sie schloß die Thüre hinter sich — es stand fest in ihr, den General wollte sie nicht wiedersehen. Sie konnte Kopfschmerz vorschützen, um heute jeden Besuch abzuweisen — und wenn es Nacht wurde, dann wollte sie fliehen, einerlei, wie es endete. Rücksichten brauchte sie keine mehr zu nehmen, ihr Leben hatte keinen Werth, nachdem sie Joachims Liebe verloren. — Und dennoch — als sie sich jetzt allein in ihrem Zimmer befand, hatte sie den Geliebten und sich selbst vergessen, ihre Augen irrten über die weichen Conturen des Cerro de la Campana und ihre Gedanken versenkten sich in die Tragödie, die da in diesen Stunden ihren Abschluß gefunden.

Sie dachte an des Kaisers Mutter — an Char-

lotte — und dann schlug sie die Hände vor ihr Gesicht und weinte still. Sie erinnerte sich unwillkürlich eines weichen Sommerabends, als sie von Triest aus mit der Gräfin Buder an Miramare vorüberfuhr und die Augen nicht abwenden konnte von dem herrlichen Bau, der sich wie ein zur Gestaltung gewordener Traum aus den blauen Fluthen des adriatischen Meeres hob. Sie hatte sich über das Schiff gebeugt und die Augen an dem Bilde gesättigt, das sich vom Mondlichte übergossen in so unvergleichlicher Schönheit gab. Aus den geöffneten Fenstern klang ein Chopin'sches Nocturne durch die Nacht und ein leiser Wind trug die phantastischen Melodien säuselnd über das Meer. Zuweilen war eine schlanke Männergestalt auf den Balkon getreten, um dann wieder im Zimmer zu verschwinden. Alles war so seltsam träumerisch, so angeweht von unausgesprochenem Glück. O, sie hätte laut aufstöhnen mögen über den Contrast. Wie lag das jetzt wohl verlassen da, das stille Schloß — wie schauerlich einsam streckten sich die Thürme in die Nacht, wenn der Mond sein gespenstisches Licht über seine weißen Mauern warf. Keine sanften Töne trug der Wind mehr über das Meer, nur die Wellen schluchzten gegen die Marmortreppen und hie und da umkreiste eine Möve klagend die Wälle.

Das Bild ihrer Erinnerung verblich nach und nach wie eine Fata Morgana und sie sah nur den Cerro de la Campana, wie er regungslos dalag im Sonnenbrand. Müssen die Schicksale Einzelner sühnen, was die Masse verbrochen? — Alle diese Gedanken und Em-

pfindungen hatten sie in eine, Tausenden verschlossen bleibende Welt von qualvollster Natur gejagt — sie fand nichts, um sich aus sich selbst zu erlösen — aber als sie nach langer Zeit zurück in das Zimmer trat, da wußte sie bestimmter als je, daß sie zu Joachim gehöre, daß sie mit seiner Liebe leben — oder freudlos sterben müsse! Sie setzte sich hin und schrieb an den General — sie enthüllte ihm ihre Liebe zu Joachim v. Treskowitz, sie sprach offen und schonungslos gegen sich selbst, sie klagte sich seinetwegen an und bat ihn, ihr und dem Schicksal zu verzeihen, welches sie in seine Bahnen getrieben. Als sie geendet und den Brief in ein Couvert schob, war ihr Gesicht geisterbleich, sie fühlte sich dennoch schuldbeladen und ein bitteres Weh ging durch ihre Seele. So sehr sie sich auch zum Troste sagen mochte, daß sie aus Liebe und um Joachims Leben zu retten, so gehandelt — es fehlten ihr die läuternden Kräfte, wie sie unverschuldetes Elend birgt. Und wenn sie sich das jetzt in dieser bitteren Stunde auch nicht Alles einzugestehen vermochte, eine edle und reine Natur, wie die ihre, litt auch unbewußt darunter.

Als sich der General Nachmittags nach ihrem Befinden erkundigen ließ, gab sie den Bescheid, daß sie Kopfschmerz habe und der Ruhe bedürfe. In der That aber packte sie ihre Sachen in den Koffer, den sie den General aufzubewahren bat, bis sie darnach verlangen würde, und ordnete nur, neben der nothwendigsten Wäsche, ein paar Heiligthümer in eine kleine Reisetasche. Es waren das Joachims Briefe, aus denen sie sich

Muth las für den schweren Weg, der vor ihr lag, und eine kleine Ledertasche, welche die Trauringe ihrer Eltern enthielt mit einer Locke ihrer Mutter, die sie ihr selbst im Tode abgeschnitten.

Es schien ihr, als habe sie mit dem Leben abgeschlossen. Sie wollte nur die Nacht abwarten, um ungesehen aus dem Hause zu entkommen, und dann versuchen, zu Joachim zu gelangen. Das Wie gab sie in Gottes Hand. Sie setzte sich an das Fenster, welches den Ausblick über das Kloster bot. In ihren Gedanken wurde es nach und nach stiller — die Sonne neigte sich und ein kühler Abendwind erfrischte ihre Schläfe. Zuweilen fiel ein von der Tropensonne versengtes Blüthenblatt sterbend in den Staub.

Die Nacht, die diesem Tage folgte war feucht und regungslos. Ueber dem wolkenlosen Himmel, an dem das sanfte Mondviertel leuchtete, hatte sich ein weiches Nebelgewebe gebreitet und gab dem Landschaftsbilde ein seltsam trübes Gepräge. Es hatte fast den Anschein, als sei die Luft von Thränen getränkt, so feucht und schwer legte sie sich über die Hügelcontouren, die den Horizont begrenzten. Die beiden Thürme auf der Kapelle neben dem Kloster von St. Franzisko reckten sich gespenstisch in die graue Nacht und wiesen zwei Reitern den Weg, die jetzt am Fuße des Cerro de la Campana auftauchten und in einförmigem Trabe hinter der

Hügelkette verschwanden. Der Eine, offenbar der Gebieter des ihm Folgenden, wickelte seine Serape dichter um seine Schultern und hielt jetzt, als die Biegung des Weges den Ausblick nach Norden gab, sein Pferd an — und sah zurück auf Queretaro. Die Häuser dehnten sich todtenstill in der Ebene und nur hier und da flackerte ein durch den Nebel getrübtes Licht phantastisch durch die Nacht. Eine Weile sah der Reiter starr hinüber über den Cerro — dann legte er sein Taschentuch einen Moment fest über seine Augen, wandte rasch sein Pferd und sagte mit einem tiefen Seufzer mehr zu sich selbst als zu seinem Diener: „Ich wollte, ich hätte Queretaro nie gesehen — es ist mir, als könnte ich das bleiche, edle Antlitz nicht mehr vergessen, welches heute zum letzten Male seine traurigen Augen über die Ebene schweifen ließ. Daß ich auch gerade in dem Augenblicke über die plaza Cruz kommen mußte, als die Wagen die Verurtheilten zum Richtplatz führten."

„Dann haben Euer Gnaden nicht den Weg durch die Ebene genommen?" fragte sein Diener schüchtern.

„Nein."

„Und auch nicht der letzten Catastrophe beigewohnt?"

Ein zweites herberes Nein war die Antwort.

„War recht viel triumphirendes Volk auf dem Platze?" fragte der Conde Alladon nach einer Weile ironisch, denn er war es, der von seiner verunglückten Mission, dem Kaiser zur Flucht zu verhelfen, zurückkam.

„Nein, Euer Gnaden! Es war wohl eine große An-

zahl Menschen da, aber außer der Escorte war Alles tief ergriffen. Das Schluchzen der Menge war es, welches den Kaiser aus seinen Träumen rüttelte, als der Wagen an dem bestimmten Orte hielt."

Der Conde gab seinem Pferde die Sporen und eine Weile hörte man nichts als den Hufschlag der beiden Rosse, die in taktmäßigem Trabe den Aloefeldern entlang liefen.

„Wurde das Urtheil vor der Vollstreckung noch einmal verlesen?" fragte der Conde düster, dessen Gedanken sich offenbar die ganze lange Zeit mit diesen traurigen Bildern beschäftigt hatten — „und wie verhielt sich der Kaiser?"

Der Diener, der sich immer ein paar Schritte hinter seinem Gebieter gehalten, lenkte jetzt sein Pferd neben das seines Herrn und offenbar froh, eine Sache berühren zu dürfen, die auch ihm einen tiefen Eindruck hinterlassen, begann er nach Art ungelenker Erzähler etwas weit ausholend:

„Die Truppen bildeten ein nach der einen Seite offenes Viereck und als sich die Wagen näherten — ertheilte General Escobedo, der an den Wagen des Kaisers heranritt, den Befehl zum Aussteigen. Die Generäle Miramon und Mejia stiegen zuerst aus, sie grüßten rechts und links — aber der Kaiser war wie im Traume und erst das Weinen der Menge schien ihn zum Bewußtsein zu rufen."

„Freilich, freilich," unterbrach der Conde die Rede Felipe's — „die Heimath des Kaisers war dort jenseits

des Ozeans — seine Seele mußte Abschied nehmen von denen, die er zurückließ. Das lag wenigstens in seinem abwesenden Blicke, als er im Wagen lehnend über die Plaza fuhr und seine Augen wie gebannt an der östlichen Ebene hingen. Es ist mir, als könnte ich das edle vergeistigte Gesicht mit der bleichen Hand, die über dem Barte lag, nie mehr vergessen."

„Nachdem auch der Kaiser den Wagen verlassen," fuhr Felipe fort, „wurde das Urtheil verlesen."

„Mit den Gründen?" fragte der Conde.

„Ja, mit einer Menge Gründe, die Euer Gnaden aber nicht als solche anerkennen würden."

„Hoffentlich hat das auch der Kaiser selbst nicht gethan. Gab man ihm Erlaubniß zum Sprechen?"

„Ja, der Kaiser sagte mit fester Stimme, daß man kein Recht habe, Jemanden zu verurtheilen, ohne eingehendes Verhör, er verlange es noch jetzt. Das mexikanische Volk habe ihm die Kaiserkrone, die er bei der ersten Deputation zurückgewiesen, durch eine zweite angetragen. Er habe geglaubt, damit dem Wunsche des Volkes entgegenzukommen und sie mit Zustimmung der europäischen Regierungen angenommen."

„Und sagte er nichts von den Erlassen, die man ihm zu so bitterem Vorwurfe gemacht."

„Doch — er erwähnte, daß hier nicht der Ort sei, seine Gründe auseinanderzulegen, aber Gott wisse, daß er die Wege eingeschlagen, die er für die besten gehalten."

„Diese Absichten wird auch die Geschichte aner-

kennen, — sie wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn alle die furchtbaren Widerwärtigkeiten, die sich ihm entgegenstemmten, objektiv beleuchtet werden."

Felipe verstand offenbar die letzten in Erbitterung gesprochenen Worte seines Gebieters nicht — aber als der Conde ihn nach ein paar Augenblicken fragte, ob man wenigstens gut gezielt und ihm den Tod erleichtert habe, fuhr Felipe fort:

„Nachdem auch der General Miramon ein paar Worte gesprochen und den Kaiser umarmt — ist das Executionskommando vormarschirt. Der Kaiser griff in seine Tasche und gab dem kommandirenden Sergeanten eine Handvoll Goldstücke. ‚Ich bitte um eine Gunst,' sagte er zu den Leuten; ‚zielen Sie nach meinem Herzen. Adieu!' Der Sergeant trat dann zurück stellte sich neben sein Commando und blickte auf den General Escobedo. Dieser nickte leicht. Einen Augenblick drohte das Murren der Masse in Protest auszubrechen, aber als die Offiziere ihre Degen hoben und die Soldaten die Gewehre fällten — lag wieder eine Grabesstille über der Menge."

„Die Majestät des Todes," sagte der Conde bewegt, „sie gebietet Ehrfurcht — auch in so erbärmlicher Gestalt."

„Dann gab man Feuer, — General Miramon brach zuerst zusammen mit dem deutlichen lauten Rufe: ‚Es lebe Mexiko' — dann fiel der Kaiser. Seine Lippen hauchten schmerzlich einen Namen, den

nur die Nächststehenden verstanden — wohl den der Kaiserin."

Der Conde lüftete seinen Hut und ließ die feuchte Luft seine Stirne kühlen. — Die Nebel senkten sich immer schwerer und die Lichter von Queretaro verschwammen nach und nach in der Ferne.

„Das ist eine gespenstische Nacht, Felipe," sagte er, nachdem sie eine Viertelstunde lautlos nebeneinander geritten: „ich denke, wir bleiben in dem Neste, welches dort jenseits des Hügels liegt, ich habe die Visionen, die ich als Knabe hatte — ich sehe Menschen in dem Nebelgeflock."

„Meinen Euer Gnaden Ajotla?"

„Ich glaube, so heißt das Nest."

„Und es ist dennoch eine Menschengestalt," bestätigte der Conde jetzt, während er sein Pferd anhielt und mit der Hand auf den Hügel rechts zeigte.

„Sennor, por el amor de Dios (Aus Barmherzigkeit)," ächzte sein Diener. „Ein Weib, eine Bettlerin und in dieser Stunde."

Und jetzt sah Alladon deutlich, wie die Blätter der Palme sich über eine hohe schlanke Frau neigten. Er sprang vom Pferde, warf seinem Diener die Zügel entgegen — und war in ein paar Sätzen auf der Höhe.

Die Gestalt versuchte ihm näher zu kommen, aber sie bemühte sich vergebens, und nur ein leises: „Sennor, haben Sie Mitleid," ging über ihre Lippen.

Das war keine Bettlerin, das war eine sanfte weiche Stimme, die er kannte.

Er ließ die Börse, welche er schon gezogen, wieder in die Tasche gleiten und versuchte in ihr Gesicht zu sehen, das sie tief gesenkt hielt.

„Dios mio — Donna Natalia!“ — und jetzt hatte auch sie ihn erkannt und legte Hilfe flehend ihre kalte Hand in die seine. „Wie kommen Sie hierher, Sennorita, und wie kann ich Ihnen helfen? Es war das heute ein fürchterlicher Morgen, dem, wie es scheint, auch noch eine traurige Nacht folgen soll.“

„Kommen Sie von Queretaro?“ fragte das Mädchen.

„Meine Lippen haben gestern auf des Kaisers Hand geruht, Sennorita, und heute früh habe ich zum letzten Male seine Augen gesehen, wie sie über die Berge hinweg die Heimath suchten. Das Martyrium hatte sein Antlitz geheiligt und ihm beinahe einen göttlichen Stempel aufgedrückt.“

„O madre dolorosa,“ stöhnte Natalie, während sie sich selbst vergessend, ihr bleiches Antlitz voll auf den Grafen richtete.

Das Mondlicht fiel von den Nebelschleiern gedämpft über ihr schönes Gesicht und verklärte es wunderbar. Auch ihren Zügen hatten die Kämpfe und Schmerzen der letzten Tage das Irdische genommen. Der schwarze Spitzenschleier, den sie nachlässig um ihren Kopf geschlungen, umrahmte das feine Oval und verlieh ihm einen veredelnden Reiz.

Ein paar Augenblicke hingen des Condes Augen schönheitstrunken an ihren Zügen — wie ein Kunstgebilde lehnte sie an dem schlanken Stamm der Palme,

deren Riesenblätter sich regungslos über ihrem Haupte neigten. Von den heißen Wünschen, die zu allen Zeiten das Herz Alladons höher schlagen ließen, wenn er sich dem schönen Mädchen gegenüber befand, regte sich heute keiner. Tief ergriffen beugte sich seine ganze Seele vor ihr, die in dieser Stunde und in so gewaltiger Erschütterung nur tiefstes Menschenleid hierher geführt haben konnte. Sein Gesicht war fast so fahl wie das ihre.

„Sennorita," sagte er, „soll ich Sie zurück zur Hacienda Paloma führen?"

Sie wehrte mit der Hand. Sie wollte etwas erwidern, aber noch versagte ihr die Stimme.

„Ist der General Castillo nicht Ihr Verlobter?"

„Nein, nein," preßte es sich angstgejagt über ihre Lippen. „Das sind Alles unglückselige Mißverständnisse, die ich Ihnen nicht aufklären kann. Mein Verlobter, der einzige Mann, dem ich angehören werde (und jetzt hob sich ihre Stimme und ihre Gestalt schien zu wachsen) ist der kranke Offizier, der dort im Kloster San Franzisco liegt — Joachim v. Treskowitz."

„Joachim v. Treskowitz," wiederholte der Graf, doch erleichtert in dem Gedanken, daß sein Feind und Gegner, der General Castillo, nicht in den Besitz dieses Mädchens kommen sollte. Und jetzt wurde es ihm klar, warum Treskowitz vor ein paar Tagen bei Nennung ihres Namens so jäh zusammenbrach.

„Ist er vom Typhus befallen?" fragte er nach einer Weile, während Natalie zu überlegen schien, was sie ihm sagen sollte.

„Ja, und als ich vor einer Stunde dort um Einlaß bat, um meinen Verlobten zu pflegen, verweigerte mir die Wache denselben, so inständig und eingehend ich auch den Soldaten zu überreden versuchte."

„Das würde auch heißen, sich einer schrecklichen Gefahr aussetzen, ohne Ihrem Verlobten zu dienen. Die Offiziere haben dort eine gute Pflege."

„Und doch," sagte Natalie, jetzt entschieden und furchtlos, „bin ich hier auf den Hügel gestiegen, um nach Hilfe auszuspähen. Als ich den Trab Ihrer Pferde hörte, schlug mein Herz dankbar bewegt. Was Sie daher auch einwenden mögen, es würde vergebens sein, und ich weiß es bestimmt, Sie werden mir meine Bitte nicht abschlagen und mir zu einem Ornate der barmherzigen Schwestern verhelfen, ohne welches ich die Schwelle des Klosters nicht übertreten dürfte. Ich werde mit Joachim v. Treskowitz leben und sterben, ich habe Ihnen das schon einmal gesagt. Es gibt Gesetze in der Menschenbrust, gegen die kein Auflehnen mehr möglich ist."

Der Conde sah seltsam erregt in ihr Gesicht, in der Haltung und der Stimme des Mädchens lag etwas von jener nordischen Entschiedenheit, die langsam aus eigener Individualität wächst und reift und die für den Südländer, der nach dem Impuls des Augenblicks zu handeln gewohnt ist, etwas Imponirendes hat. Er erhob daher keinen Einwand mehr, er wußte, daß das vergebens sein würde.

„So besteigen Sie mein Pferd, Sennorita," sagte

er daher nun auch seinerseits bestimmt, und von dem Wunsche beseelt, ihr zu helfen, „ich nehme das meines Dieners und in ein paar Stunden erreichen wir das Hospital für verwundete Krieger, von welchem die eine Abtheilung die barmherzigen Schwestern bewohnen. Sie bekommen nicht nur ein Ornat, sondern ich verhelfe Ihnen auch zu dem rechtmäßigen Aufenthalte in ihrer Mitte, so lange Sie ihn bedürfen."

Sie wollte ihm danken, aber sie vermochte es nicht, sie reichte ihm nur die Hand, an welcher er sie wie ein Kind hinunter bis zur Straße geleitete.

„Und wie werde ich das Kloster San Franzisco erreichen?" fragte sie schüchtern, während der Conde sich anschickte, ihr auf das Pferd zu helfen. „Sie wissen nicht, welche Angst mich treibt, zu ihm zu gelangen, bevor er sterben könnte."

„Das ist meine Sorge, Senorita, ich geleite Sie, sobald Sie sich umgekleidet haben, zurück in das Kloster. Ich denke mit dem Morgengrauen sind Sie bei ihm."

Der Graf fühlte, wie eine Thräne auf seine Hand fiel, welche die des Mädchens umfaßt hielt.

„Wie soll ich Ihnen jemals danken?"

„Dadurch, daß Sie, wenn Sie einst glücklich sind, zuweilen meiner und dieser Stunde gedenken wollen," sagte er ernst.

Einige Augenblicke später sah man sie Beide durch die stille Nacht jagen. Zuweilen verschwanden sie hinter einem Hügel, um den sich die Straße wand, und dann

tauchten sie wieder schemenhaft auf, bis sie der Nebel allmählich ganz in seine feuchten Schleier hüllte.

In den weiten Gängen des Klosters des hl. Franziskus, in dem Theile, in welchem die Typhuskranken gebettet lagen, war eine unheimliche Stille. Nichts regte sich, kein Menschenlaut ließ sich vernehmen, nur hier und da ging eine barmherzige Schwester mit unhörbaren Tritten über die Steinquadern, um gleich darauf wieder hinter einer Thüre zu verschwinden.

Auch unter den gemeinen Soldaten war der Typhus ausgebrochen, der jetzt in der herannahenden trockenen Zeit zu größeren Befürchtungen Veranlassung gab. Für die kranken Offiziere hatte man den kühleren und besseren Theil des Klosters gewählt und da außer den drei Genannten nur noch ein Einziger erkrankt war, so konnte man ihnen die beste Pflege und Sorgfalt angedeihen lassen.

Die Nachtwachen wurden von zwei barmherzigen Schwestern besorgt, die sich abwechselnd in die Pflege theilen konnten, und doch, falls es Noth that, beide zur Hand waren. — In dem Zimmer, in welchem Joachim v. Treskowitz lag, herrschte eine tiefe Stille. Seine regelmäßigen, wenn auch noch etwas hastigen Athemzüge bewiesen, daß sein Fieber nicht mehr stark sein konnte, sondern der Höhepunkt desselben wohl überschritten war.

Von einer kleinen Nachtlampe matt beleuchtet, stand Natalie, ihre schönen Wellenhaare unter der Haube des Ordens verborgen, am geöffneten Fenster und schaute auf den dunklen Hof, dessen todte Ruhe nur durch das leise Flüstern des Windes in den Wipfeln der alten Bäume unterbrochen wurde. Welchen Geschichten hatten ihre aufgeregte Phantasie da, in den langen, bangen Nächten gelauscht, nach allen den Schrecken und düsteren Stunden, die ihre junge Seele durchkämpft hatte! Sie war schwer wieder zu erkennen, in diesem Halbdunkel, mit dem vergrämten Gesichte und dem unkleidsamen Ornate, welches hier die barmherzigen Schwestern beinahe entstellt — und nur, wenn sie die schweren Lider hob und man in diese tiefen, von langen Nachtwachen noch größer gewordenen Augen schaute, konnte man erkennen, daß ihnen noch nicht die resignirende Ruhe zu eigen geworden, die den sanften Blick der übrigen Pflegerinnen gewöhnlich kennzeichnet.

Ein verzehrendes Feuer brannte in ihnen, als ob diese Gluth die Ruhe und Harmonie in ihrer Seele zerstört habe. Ihre Augen hatten es wohl verlernt, zu weinen, denn sie waren trocken und heiß, wie die Erde nach langer Dürre, wenn selbst die Nacht die Gräser und Blüthen nicht mehr mit Thau befeuchtet und erquickt. Zuweilen schaute sie angstvoll nach dem Kranken, dessen abgemagertes Gesicht mit dem dunklen Vollbarte sich fahl vom Kissen hob.

Zwanzig Nächte, zwanzig lange Nächte hatte sie hier, beinahe immer auf demselben Platze, gestanden,

die Hände zum Himmel erhoben und ihn angefleht, den Geliebten nicht sterben zu lassen, nicht eher, um aller Barmherzigkeit willen, nicht eher, bis sie in seinem Herzen gelesen, seine Augen auf ihr geruht — und sie daraus ersehen, daß er sie liebe!

An jedem Morgen hatte sie sich muthig gefaßt, sich vorgenommen, ihm nicht wie immer stumm mit gesenkten Lidern die Kissen zu ordnen und seine Arzneien zu reichen, sondern sich zu erkennen zu geben und mit ihm zu reden, aber sie hatte an die gräßliche Nacht seines starken Fiebers denken müssen, an jene erste Nacht, in der sie an seinem Bette gekniet — ihre Lippen auf seiner Hand — ihre Blicke in verzweifelter Angst an seinem Gesichte — wie er sie da plötzlich angeschaut — mit aufgerissenen Augen — starr und lange — und wie sich dann seine Züge im Schmerze verzerrt — stöhnend nach der anderen Seite gewandt — seine abwehrenden Hände verzweiflungsvoll gegen sie ausgestreckt! Er liebte sie nicht mehr! Der Wahn hatte sich wie kalter Reif um ihr Herz gelegt und tödtete da jede Freude, die sich regen wollte, seitdem der Arzt erklärt, daß der Kranke gerettet sei.

Was wurde dann aus ihr? Sobald er der Genesung entgegenging, durfte ihr Platz hier nicht mehr sein — sie hatte dazu kein Recht, — sie gehörte ja nicht mehr zu ihm.

Sie warf einen schmerzlichen Blick über das Gemach — das Krankenlager und über sein ruhiges, schlafendes Gesicht. Heute, da sie sich zum erstenmale

bewußt geworden, daß er kein Sterbender mehr sei, kam ein bitteres Gefühl des Stolzes über sie, mit dem sie es nicht in Einklang bringen konnte, noch hier zu verweilen. Sie war ja nicht am Krankenbette des sterbenden Geliebten, sondern an dem des fremden Genesenden, der kein Erinnern hatte an ihre Liebe.

Wie er sein Leben in Zukunft ertragen würde ohne sie? Hatte sie zu dieser Frage noch eine Berechtigung? Und gibt es ein Vergessen, wenn man geliebt wie Joachim?

Ihr Kopf sank auf die Brüstung des Fensters und ihre heißen Hände umklammerten krampfhaft das kühle Eisengitter, welches sie von der Welt da draußen schied. Sie stöhnte leise. Eine sanfte Hand legte sich auf ihre Schulter. „Kommen Sie mit mir in das Portal, Schwester Natalie, die Luft wird Ihnen gut thun, Sie sind krank — mir scheint fast kränker als unser Patient, der sich heute in die vollständige Genesung zu schlummern scheint, er bedarf Ihrer nicht mehr!“

„Er bedarf meiner nicht mehr!“

Einen Augenblick schaute Natalie in das bleiche, durchgeistigte Gesicht der Nonne, dann legte sie den Arm liebebedürftig in den ihren, und indem sie sich hinaus in die weiche Nachtluft geleiten ließ, fielen die ersten heißen Tropfen erlösend auf ihr rauhes Gewand. Wie war es ihr denn?

Draußen auf der Bank hatte Schwester Maria, die älteste und strengste der Nonnen, die bis jetzt immer kalt neben ihrem Schmerze hergegangen war, des

Mädchens Kopf an ihre Brust gelegt — und mit ihrer weichen Hand, die schon so manchen Schmerz gelindert, sanft die Thränen fortgewischt, die nicht aufhören wollten, zu fließen.

„Ich will bei Ihnen bleiben, Schwester," sagte Natalie, „ich will in Ihren Orden treten und mich, wie Sie, so still und schmerzlos, der leidenden Menschheit weihen. O ich mag die Welt nicht wiedersehen — die mich nie geliebt — nie verstanden hat."

Die Nonne hob Nataliens Kopf in die Höhe, so daß das erste Morgendämmern, welches hinter den Hügeln von Queretaro aufstieg, über das junge Antlitz fiel — dann sagte sie ernst:

„Das ist der Irrthum, in den die Jugend verfällt, Schwester Natalie, indem sie sich einbildet, die Welt müsse ihren Wünschen, Launen und Sonderinteressen Rechnung tragen. Ein eitler Wahn, von dem sie erst das Leben heilen muß. Es ist unsere ernste Pflicht, die Welt so wie sie ist zu verstehen und zu begreifen. Wir Menschen sollen einsehen, daß unser Ich sich den ewigen Gesetzen fügen muß, auch wenn uns ein heftiger Sturm scheinbar zwecklos durch schwere Stunden treibt. In solchen Zeiten klammert sich unsere Seele wohl angsterfüllt an irgend einen Wahn, um Allem zu entfliehen. — Sie ist müde und möchte ruhen, aber sie bedenkt nicht, daß in jedem Uebel ein Segen liegt, wenn wir es würdig zu tragen verstehen. Der Friede aber muß zuerst von Innen kommen, er muß aus der tiefsten Tiefe heraus erkämpft und erduldet werden. Die Thrä-

nen, die das kostet, bis es nach solchen Kämpfen stille wird, die sieht keines Menschen Auge. Sie, Natalie, gehören mit jeder Faser Ihres Lebens zu dem Manne da drinnen, den Ihnen ein gütiger Vater wiedergegeben hat."

„Woher wissen Sie das, Schwester, daß ich zu ihm gehöre?" fragte Natalie mit dem tiefsten Tone ihrer Stimme, die ihre mächtige Bewegung wiedergab.

„Weil Sie ihn lieben — weil" —

„Weil?"

„Das Menschenherz ist ein eitel, trotzig Ding, Schwester Natalie, es versucht sich aufzubäumen gegen ewige Gesetze und möchte sich vermessen das Rad des Schicksals nach eigenem Wunsche zu drehen. Joachim Treskowitz liebt Sie; nur das Mißtrauen, welches Menschen und Verhältnisse in seine Seele gegeben, liegt zwischen ihm und Ihnen. Sie hätten versuchen sollen es auszurotten, mit sanfter, geduldiger Hand, denn auch Sie — haben gesündigt."

Natalie weinte still.

„Sie haben gesündigt, indem Sie einen an Ihrem Geschicke unschuldigen Menschen zum Werkzeuge Ihrer Pläne machten, Sie haben gesündigt, indem Sie Gottes Fügungen vorgreifen und ertrotzen wollten, wozu Ihnen die rechtmäßigen Mittel fehlten. Sie sündigen endlich in dieser Stunde, indem Sie sich ungeduldig von dem Manne, den Sie zu lieben vorgeben, abwenden, weil er — ein kurzsichtiger, kranker Mensch — an Ihrer Liebe gezweifelt hat — weil —"

„Halten Sie ein, Schwester Maria, um Gottes Willen, halten Sie ein. Wenn Sie denn eine Seherin sind, die so ungehindert in der Menschen Herzen liest, dann müssen Sie auch wissen, daß ich nicht leben kann, ohne den Glauben an seine Liebe. Wenn alles das," fuhr sie mit erregtester Stimme fort, „was Er für mich zu empfinden und zu leiden vorgegeben, nur eine flüchtige Täuschung der Sinne gewesen, wenn Blicke, in denen seine ganze Seele lag, gelogen — und Worte aus dem Herzen heraufgestöhnt, nur eitle Phrasen waren, dann gibt es für mich keine Wahrheit mehr. Dann gab ich mein heiligstes Empfinden profanem Gaukel preis — dann sei Gott meiner Seele gnädig."

„Und dieses Herz, welches sich mit seinem ganzen Empfinden nur an einen Einzigen klammert, wollten Sie der leidenden Menschheit geben?" fragte die Nonne sanft. „Dieses Herz, vom Sturme der Leidenschaft bewegt, wollte Kranken Linderung und Frieden bringen, den es selbst nicht gefunden hat? Ich sage Ihnen, es ist eine ernste Mission, die wir haben, wir können ihr nicht gerecht werden, so lange wir uns noch mit selbstischen Wünschen tragen."

Natalie sah wie abwesend in das bleiche Gesicht der Schwester, aus welchem sich jetzt ein paar große dunkle Augen still und sanft leuchtend zum Himmel hoben, ein paar Augen, die wohl auch einmal Thränen geweint um eigenen Schmerz.

„Schwester Maria," sagte sie von dem Anblick ergriffen, indem sie schüchtern ihre Hand nahm, „waren

Sie immer so ruhig und so glücklich wie jetzt? Und wenn nicht, wenn auch Ihre Seele gelitten, dann sagen Sie mir, wie Sie zur Ruhe kamen?"

Die Nonne erhob sich, legte den Arm des jungen Mädchens wieder in den ihren und ging mit ihr bis hinauf auf den Hügel, der einige hundert Schritte von ihnen entfernt lag.

Die Sonne war eben aufgegangen und ihr erstes Purpurglühen ergoß sich über das platte, gezackte Dach eines entfernten Gebäudes, welches malerisch zwischen dem breitblätterigen Geäst tropischer Farren und Pinien lag. Das Gesicht der Nonne war seltsam verklärt, als sie mit dem Finger nach dieser Richtung deutete.

„Sehen Sie das Gemäuer dort, Natalie, welches sich so friedlich an den erglühenden Morgenhimmel lehnt?

„Ist das nicht die Hacienda Paloma, die Hacienda des Generals Castillo?" stotterte sie. Ihre Augen wurden immer größer als sie bald hinüber nach der Richtung sah, wo sie so demüthigende Stunden verlebt, bald in das Gesicht der Nonne, das merkwürdig verklärt, fast von vergangener Jugendschöne beseelt, da hinüberblickte.

„Ja, die Hacienda Paloma, die Heimath meiner Kinderzeit, die Stätte, wo ich schuldlos und glücklich war. Später," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „später habe ich dort gelitten und gebüßt, weil mein Trotz und mein eingebildeter Stolz größer waren, als meine Liebe."

„So haben auch Sie geliebt, Schwester?" hauchten

Nataliens Lippen, während sie beinahe ungläubig in das ruhige Gesicht der Nonne sah.

„Tief gelitten und schwer gebüßt. Der Mann, den ich zu lieben glaubte, ohne ihm zu vertrauen, den ich mit erniedrigender Eifersucht gequält, fiel nach allen möglichen Cabalen im Duell, von der Hand meines Bruders Roberto."

„O Gott!" preßte es sich über Nataliens Lippen, während sich ihre Hände falteten und ihre Augen wieder die Richtung suchten, in der die Hacienda Paloma lag.

„Vielleicht sollten Sie der Racheengel werden, Natalie, der, als sich Robertos Seele, die in meiner Angelegenheit nicht ganz schuldlos blieb, im Feuer einer echten Liebe läutern wollte — — —

„Roberto? Roberto Castillo wäre — Ihr Bruder — Schwester Maria?"

„Ja, mein einziger Bruder — wir hatten kein Glück in der Familie — auch dann nicht — — —."

„Und doch, doch nahmen Sie sich meiner an," unterbrach sie Natalie erregt, „und reichten mir die erbarmende Hand? Können Sie mir vergeben — und kann mir Roberto vergeben, mit dessen edlem Herzen ich, wenn auch absichtslos, ein so frevelhaftes Spiel getrieben? O, ich war es, die sündigte, nicht Joachim" — und ehe es die Nonne verhindern konnte, lief sie, wie eine Verfolgte, den Hügel hinunter, durch das Portal ins Kloster — bis hinein in das Zimmer des Kranken.

Als sie über die Schwelle schritt, schienen die ersten

Strahlen der Morgensonne auf Joachims Gesicht. Sie riß den Schleier von ihrem Kopfe und ihr reiches, lichtbraunes Wellenhaar fluthete in seiner ganzen Fülle über ihre Schultern. Sie wollte vorwärts schreiten, aber ihre Füße waren wie gebannt.

Joachim hatte sich in seinem Bette in die Höhe gerichtet, mit seltsamer Verklärung ruhten seine Augen auf ihr.

„Natalie!“

Seine Arme breiteten sich ihr entgegen. Sie aber stand regungslos, ihre Lippen zuckten und ihre Lider blieben gesenkt.

„Kannst Du mir vergeben, Joachim, daß ich — Dich mehr geliebt — als ich durfte?“

„Ich, ich weiß Alles, Natalie, Schwester Maria hat es mir gesagt — ich habe Dir nichts zu vergeben, Du Hehre, Einzige!“

„Und weißt Du auch, daß ich schuldig bin, daß der General Castillo leidet — um meinetwillen?“ Ihre Stimme hatte einen seltsam weichen Klang und ihre Augen leuchteten in schwimmenden Thränen. Mit ihren beiden Händen tastete sie fiebernd, als bedürfe sie eines Haltes an der Wand, gegen welche sie lehnte.

Joachim konnte nicht sprechen vor tiefster Erregung, nur seine Augen hingen flehend an ihrem Gesichte und seine Arme breiteten sich ihr noch immer entgegen.

Mit dem Aufwand ihrer ganzen Kraft, riß sie sich endlich von der Wand los. „Joachim,“ rief sie —

„da bin ich!“ — und Alles, was sie in den letzten Wochen an Angst und Verzweiflung in sich getragen, vibrirte in dem Ton, der jetzt durch das große, hohe Gemach zitterte.

Ihr Kopf lag an seinem Herzen und seine Arme umklammerten sie. Alles, was er nicht auszusprechen vermochte, all das unsagbare Glück, sich selbst und die Geliebte wiedergefunden zu haben, das sagte sein Blick, mit welchem er ihr noch einmal seine Seele gab. Schwester Maria stand in der Thüre und schaute auf das ergreifende Bild. Ein paar Augenblicke war es still — nichts regte sich —. Ein goldschimmernder Colibri wiegte sich in den Blüthenkelchen des Granatbaumes, der seine vollen Zweige durch die Gitter des geöffneten Fensters drängte. Von Queretaro herüber drang ein durch die Entfernung gedämpftes Läuten.

„Und der Kaiser?“ fragte Joachim, während er den Kopf Nataliens in die Höhe hob und in ihr schönes, müdes Gesicht sah, ist Er in Sicherheit?“

„Ja, in Sicherheit, ich denke so,“ sagte das Mädchen gedankenlos, während sie mit der Hand über ihre Stirne strich.

War das Alles nur ein Traum? War der Kaiser todt? War es ihr denn nicht, als höre sie dort von der Ebene herüber, da wo der Cerro de la Campana lag — drei dumpfe Schüsse? Sie schlug ihre Hände vor das Gesicht — sie wollte etwas sagen, aber ihre Gedanken verwirrten sich — die Sprache versagte und

mit einem dumpfen Stöhnen glitt sie auf den Teppich nieder, der vor Joachims Bette lag.

Schwester Maria eilte herbei und hob sie sanft in die Höhe, ihr Kopf hing wie eine gebrochene Lilie über der Nonne Arm, aber ein sanftes Lächeln verklärte ihr Gesicht.

Joachim wollte sie halten, an seine Brust ziehen, aber Schwester Maria wehrte sanft, denn auch seine Kräfte versagten.

„Natalie, mein geliebtes Leben, gehe nicht von mir!“

Sie schüttelte mit himmlischem Lächeln das Haupt und klanglos, wie ein Hauch ging sein Name über ihre Lippen.

Kurze Zeit nachher, nachdem beide unter der liebevollsten Pflege der Nonne und der Fürsorge des Generals Castillo völlig genesen, legte derselbe in der Capelle der Hacienda Paloma ihre Hände zum ewigen Bunde ineinander. Auch für die Zukunft blieb er ihr großmüthiger Beschützer und das vom Leben und Schicksal müde gehetzte Paar fand ein Asyl des Friedens.

Verlag der Osiander'schen Buchhandlung in Tübingen.

Brodbeck, Ad. Dr., Das Ideal der Hochschulen. Gewidmet allen akademischen Bürgern. 1884. Zweite Auflage 1. —

Obige Schrift, in rein sachlich-wissenschaftlichem Tone geschrieben, ist die Frucht eingehender Studien.

Flach, J. Prof. Glykerion. Eine pergamenische Novelle. 1884. Broschirt ℳ 2. — Gebunden ℳ 3. —

Das „Leipziger Tageblatt" schreibt u. a. darüber: „Der Verfasser erzählt in einer Vorrede, daß er den Stoff für diese Novelle einer werthlosen kirchlichen Handschrift des späten Mittelalters, die in einer Klosterschule Kleinasiens gefunden wurde, entnommen habe. Die Novelle, welche bereits in der „Deutschen Revue" erschien, ist in ihrer frischen und lebensvollen Gestaltung entschieden eine Perle moderner deutscher Erzählungskunst."

Eine Uebersetzung in's Neugriechische ist in Vorbereitung.

Keller-Jordan, H. Mexikanische Novellen. Zweite Aufl. Broschirt ℳ 5. — Geb. ℳ 6. 20.

„Wir sagen nicht zuviel, wenn wir diese 3 Novellen als hervorragende Produkte auf ihrem Gebiete erklären. Eine große Kraft des Empfindens und der Darstellung, sicherer psychologischer Blick und genaue Kenntniß von Land und Leuten tritt uns überall entgegen."

Keller-Jordan. Roderich Wallner. Eine Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mexiko. Zweite Auflage. Broschirt ℳ 3. 50. Gebunden ℳ 4. 70.

„Wer in dem anmutenden, farbenreichen Gewande einer guten Erzählung zugleich Bildung und Belehrung wünscht, dem können wir dieses geschmackvoll ausgestattete Büchlein mit bestem Wissen und Gewissen empfehlen."

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.